



**Gedenkstätte
Deutscher Widerstand**

**Beiträge
zum Widerstand
1933 – 1945**



Johanna Rahtgens

**Der Stimme des
Gewissens folgen**

Ein Erinnerungsbericht

© bei der Autorin und
der Gedenkstätte Deutscher Widerstand
2008

Redaktion
Petra Behrens
Grundlayout
Atelier Prof. Hans Peter Hoch,
Baltmannsweiler
Layout
Karl-Heinz Lehmann,
Birkenwerder

Herstellung
Eppler & Buntdruck
Berlin

Das Titelbild zeigt die Hochzeit von Johanna von
Cramon und Carl Ernst Rahtgens am 29. April 1938.

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany 2008
ISSN 0935 – 9702

Johanna Rahtgens

Der Stimme des Gewissens folgen

Ein Erinnerungsbericht

Immer wieder wurde ich gebeten, meinen Lebenslauf aufzuschreiben. Heute tut das fast jeder Dritte und alle, die das tun, haben ihr Schicksal. Was mich letztlich bewog, war einmal die Tatsache, dass meine Generation langsam ausstirbt, so dass weder meine Kinder und noch viel weniger meine Enkel etwas erfahren von meiner geliebten Heimat Schlesien, den Verhältnissen unter denen ich aufwuchs und darüber, wie ich den Zweiten Weltkrieg erlebte. Zudem liegt mir sehr am Herzen, von Menschen zu berichten, die mir in schwersten Schicksalsstunden beistanden, als sei es selbstverständlich, obwohl sie sich damit selbst in höchste Gefahr brachten. Ich glaube, wir brauchen heute, in einer Zeit der „Anpassung“, Zeugnisse von Menschen mit Zivilcourage, weil sie uns Mut machen können, immer der Stimme unseres Herzens und Gewissens zu folgen. Natürlich wird daher dieser Bericht sehr „ichbezogen“ und deswegen schäme ich mich, weil Millionen von Frauen auf der ganzen Welt Ähnliches oder noch viel Schlimmeres erlebten oder erleben. Aber beim Schreiben merkte ich, dass es nicht anders geht, als in der Ichform zu schreiben. Es sind meine ureigensten Erinnerungen, zum Teil sicher „gefärbt“, verblasst oder auch in den Ohren anderer unrichtig. Aber so sehe ich mein Leben im Rückblick. Es ist reich gewesen an Höhen und Tiefen, an höchstem Glück und tiefstem Schmerz; aber immer spürte ich die Liebe Gottes, die mich begleitete und mir Mut zum Neuanfang schenkte.

Geboren wurde ich am 14. Januar 1918, also im letzten Kriegsjahr des Ersten Weltkrieges. Meine Mutter stammte aus einer sehr alten schlesischen Adelsfamilie, die Familie meines Vaters hatte ihre Güter ebenfalls in Schlesien. Mein Großvater väterlicherseits, August von Cramon, wurde Offizier. Er war Generalleutnant und Flügeladjutant bei Kaiser Wilhelm II. und Verbindungsoffizier zum österreichischen Kaiserhaus. Verheiratet war er mit Helene von Tschammer u. Quaritz. Mein Bruder und ich waren als ganz kleine Kinder bei ihnen öfter zu Besuch. Meine Großeltern mütterlicherseits lebten auf dem Gut Mühnitz, das schon lange in Familienbesitz war. Mein Großvater Wilhelm von Prittwitz und Gaffron übernahm als ältester Sohn das Gut als sein Vater starb. Er war, wie es meist in Schlesien üblich war, im Leibkürassier Regiment in Breslau als Fähnrich eingetreten und verließ das Regiment als Major. Verheiratet war er mit Eleonore Freiin von Buddenbrock-Hettersdorf. Meine Großmutter war ein absolutes Stadtkind. Um so bewundernswerter war es, dass sie sich so schnell auf das Landleben umstellte und alle Verpflichtungen, die eine Gutsfrau damals hatte, übernahm und trotz ihrer großen körperlichen Zartheit selbstverständlich ausführte. Vier Kinder wurden geboren, zwei Jungen und zwei Mädchen, wovon meine Mutter Anna-Elisabeth die Älteste war.

Mein Vater verliebte sich in meine Mutter, als sie anlässlich einer Hochzeit auf dem Tschammerschen Gut Quaritz ein Solo sang. Es muss wohl hinreißend und rührend gewesen sein! Sie verlobten sich sehr bald danach. Ihre Eltern hatten ihr, sehr ungewöhnlich für damalige Zeiten, ein Gesangsstudium in Breslau erlaubt.

Meine Eltern wurden 1915 in Mühnitz kriegsgetraut und zogen zunächst nach Lippstadt in Westfalen. Im Mai 1916 wurde ihr erstes Kind, mein Bruder Manfred, geboren. Im vierten Kriegsjahr, als Hunger und Kälte herrschten und meine Mutter wieder schwanger wurde, zog sie mit dem zweijährigen Manfred zurück in ihr Elternhaus, auf das heißgeliebte Gut Mühnitz. Mein Vater war Kaufmann und Reserveoffizier und damit beim Ereignis meiner Geburt im Feld.

Nach Aussagen der Familie erschien ich leicht verspätet am 14. Januar 1918 mit Hilfe der Großmutter, Hebamme und Kinderschwester im Bett meiner Großmutter, die ihre Lagerstatt für diesen Zweck geräumt hatte. Merkwürdigerweise hatten die Eltern beim letzten Wiedersehen im Krieg vergessen, zu beraten, wie ich heißen sollte, falls ich ein Mädchen sei. Fatal, denn auch damals schon musste der Name sehr schnell amtlich festgelegt werden. Um nichts falsch zu machen, bekam ich die etwas eigenartige Zusammensetzung aus Namen meiner Groß- und Urgroßmutter väterlicherseits, also: Johanna Helene, dann noch hinzugefügt Eleonore, der Name meiner Großmutter mütterlicherseits und Erdmute, ein alter Cramonscher Familienname. Aus diesen zusammengewürfelten Namen

entwickelte sich mein Rufname sehr variabel und noch heute bereitet es mir Kopfzerbrechen, an wen ich wie unterschreiben muss.

Nach Ende des Krieges zogen meine Eltern nach Breslau, weil mein Vater dort bei einer Firma, die landwirtschaftliche Maschinen herstellte, als Diplom-Kaufmann tätig war. Ich erinnere mich an eine sehr elegante, große Stadtwohnung mit reichlich Personal, da meine Eltern viele gesellschaftliche Verpflichtungen und einen großen Freundeskreis hatten. Uns Kinder, 1921 kam noch die kleine Schwester Rosmarie – genannt Rosi – hinzu, betreute Tetta, eine Seele von Kinderfrau. Sie war es, die uns durch den Tag begleitete, vom Aufstehen bis zum Schlafengehen, die dafür sorgte, dass die Hände gewaschen waren zum gemeinsamen Mittagessen, das die Köchin gekocht hatte und das Zimmermädchen servierte.

Weihnachten verbrachten wir meist in Mühnitz und auch in den Ferien waren wir dort. Damals verreiste man ja nicht wie heute in fremde Länder, sondern das etwa 25-30 Kilometer entfernte Gut Mühnitz bot sich als Urlaubsort an, und die rührenden Großeltern freuten sich. Meistens waren noch andere Enkelkinder oder Gäste da. Breslau hat in mir nicht viele Erinnerungen zurückgelassen. Natürlich meine Einschulung und die Erinnerung, dass meine Mutter und alle Mütter dabei furchtbar weinten. Damals war das so, es war wohl, weil den Müttern bewusst wurde, dass nunmehr auch die Schule, also fremde Lehrer, Einfluss im Leben ihrer Kinder nahmen. Die ersten großen Freundschaften wurden geschlossen. Auch besinne ich mich, dass unser Vater manchmal plötzlich am Wochenende, wenn wir in sein Wohnzimmer durften, mit uns tobte.

Mühnitz aber war und blieb unsere Heimat. Dort lernten wir so ganz nebenbei die Tugenden der preußischen Erziehung. Strenge war gemischt mit Liebe und Güte. Wir durften z. B. immer mitfahren in den Wald, aber wer um Punkt drei Uhr nicht dastand, fuhr eben nicht mit. Es wurde „um Punkt“ gegessen, wer zu spät kam, wurde nicht zugelassen. Aber es kam keiner zu spät, das ist das Merkwürdige. Wir lernten von klein auf, ohne dass darüber gesprochen wurde, dass Treue heißt: „Ich halte zu dir durch dick und dünn.“ Ich glaube, dieses Verhältnis der Menschen zueinander, auf einem Gut, ist heute nur noch schwer vorstellbar. Die Arbeit auf dem Land ist ja Schwerstarbeit, vor allem für die Frauen. Der eine Teil hatte diese Schwerstarbeit und der andere Teil lenkte dieses Geschehen. Aber der lenkende und sicherlich bevorzugtere Teil war sich eben auch seiner menschlichen Verantwortung bewusst, blieb bescheiden und war einfach eine zuverlässige und warmherzige Anlaufstelle für alle Sorgen und Nöte. Man kann die Zeit nicht zurückdrehen und ich will dies auch gar nicht, aber vielleicht sind auch Werte wie unbedingte Treue, Achtung vor dem Anderen mit der Wandlung des Zeitgeistes verschwunden. Auch unbedingte Ehrlichkeit wurde verlangt. So wuchsen wir heran.

Wir merkten nicht, dass unsere Mutter Kummer hatte, dass es in der Ehe nicht mehr klappte. Eines Tages, Manfred war zehn, ich acht und Rosi vier Jahre alt, erfuhren wir, dass der Arzt gesagt habe, wir Kinder hätten Schatten auf der Lunge und wir müssten dringend längere Zeit ins Hochgebirge. Die Koffer wurden gepackt. Wir nahmen Abschied von allem Vertrauten, Abschied von der ersten Kindheit, ohne dies zu wissen. Die Reise mit unserer Mutter ging nach Klobenstein in Tirol, und dann zogen wir bald um nach Oberbozen, in die ganze erste Etage des Bauernhauses vom „Hoferbauer“. Wir merkten weiter wenig vom Kummer und den Tränen unserer Mutter, sie verbarg dies meisterlich vor uns und auf unsere Frage, wo denn der Vater bliebe, kam eine uns befriedigende Antwort: „Keine Zeit, zu weit weg.“ Mein Vater war einer anderen Frau begegnet, die selbst verheiratet war und zwei Kinder in unserem Alter hatte. Die beiden waren fest entschlossen, Frau bzw. Mann und Kinder zu verlassen, ins Ausland zu gehen und zu heiraten. So stand also für meine Mutter die unfassbare Scheidung bevor. Da trug auch der traditionelle, von der Familie hergebrachte Glaube nicht mehr. Sie verstand die Welt nicht mehr, ihre Eltern wollte sie mit dem Problem nicht belasten und zudem war sie in ihrem Selbstwertgefühl zutiefst verletzt. Unsere Mutter lernte in diesen schwierigen Jahren Mutter Eva von Thiele-Winkler kennen. Diese stammte von einem der reichsten Güter Schlesiens, und als ihr Erbe ausgezahlt wurde, erklärte sie, sie wolle einen Diakonissenorden gründen, ein Haus bauen und darin mit ihren Schwestern ein Heim für heimatlose Kinder schaffen. Sie tat dies und vom ersten Tag an lag der Segen Gottes auf diesem Entschluss der jungen Frau. Durch Mutter Eva wurde meine Mutter ein wirklich lebendiger Christ. Mutter Eva zeigte ihr den gekreuzigten Christus, wo sie all ihren Kummer und ihre Sorgen, vielleicht auch Schuld abladen konnte, aber sie wies ihr auch einen neuen Weg, nicht mehr den der Verzweiflung, sondern einen, der aus dieser liebenden, vergebenden Kraft neue Wege freisetzt, der ihre Anlagen und Talente forderte und sie einfach getrost marschieren ließ.

Wir verlebten fast ein Jahr in Tirol. Manfred und ich genossen den Sommer wie den Winter beim „Hoferbauer“ und lernten so auch spielend Skifahren. Wir drei Geschwister hingen sehr aneinander und die kleine Rosi, immerhin sechs Jahre jünger als Manfred und fast vier Jahre jünger als ich, wurde von uns Größeren überallhin mitgenommen. Es war herrlich für uns Kinder, für unsere Mutter aber wohl die traurigste Zeit ihres Lebens. Sie fuhr ab und an nach Breslau, und die Scheidung wurde dann auch vollzogen. Geld wollte sie nicht von dem Mann, den sie geliebt hatte und der sie sitzen ließ und so musste sie Geld verdienen. Nach der Scheidung kam sie mit zwei Töchtern von Freunden aus Schlesien nach Oberbozen zurück. Die Wohnung war groß, so ging das gut, und sie lehrte sie ein bisschen kochen, Tisch decken, Haushalt führen und bekam dafür etwas Geld.

Sehr bald aber reichte das Einkommen nicht mehr und unsere Mutter musste sich überlegen, wie sie uns durchbringen konnte. Gelernt hatte sie ja nie etwas. Die Großeltern hatten auch kein Bargeld, die meisten Güter waren verschuldet, so hatten die beiden Töchter auf das Erbe zu Gunsten der Erhaltung des Gutes verzichtet. Aber es gab in Mühlitz neben dem Schloss eine Villa im Park. Dorthin zogen wir – ich glaube 1927 – und meine Mutter entschloss sich, die Meisterprüfung für Haushalt und Landwirtschaft vor der Schlesischen Landschaftskammer abzulegen. Drei oder vier Mädchen als Lehrlinge waren aber nicht ausreichend, uns alle zu ernähren. Die Villa wurde zu klein und mit einem Bärenmut mietete meine Mutter ein riesiges Schloss in der Nähe von Deutsch Lissa, nicht weit von Breslau gelegen. Dieses Schloss in Arnoldsühle gehörte einer alten kinderlosen Witwe und es war nicht nur das Schloss, sondern auch ein riesiger Park, eine große Gärtnerei mit Treibhaus, 300 Bäume mit Edelobst und große Stallungen gehörten dazu. Etwa 20 junge Mädchen lernten für ein Jahr hauptsächlich Haushaltsführung und Blumen- und Gemüseanbau. Andere machten eine richtige Lehre mit Examensabschluss. Deswegen musste die Ausbildung schon sehr gut sein.

Meine Mutter kannte die zweite Frau von Kaiser Wilhelm II. Hermine sehr gut, die sie 1930 in Doorn besuchte, wo die Holländer dem abgedankten Kaiser nach seiner Flucht aus Deutschland ein Schloss zur Verfügung gestellt hatten. Zu diesem Zeitpunkt war sie bereits eine gefragte Referentin in der evangelischen Kirche, hatte in Arnoldsühle in ihrem Lehrbetrieb, Gutsfrauen- und Gutstöchterfreizeiten ins Leben gerufen und hatte Kontakt zu vielen evangelischen Professoren. Weil es ja auch schon damals viele verschiedene theologische Auffassungen gab, liebte sie die Streitgespräche. Mutter war mittlerweile eine sehr bekannte Persönlichkeit geworden. Nun unterbreitete ihr der Kaiser, dass ein „komischer amerikanischer Heiliger“, er hieß Frank Buchman, und ein Deutscher namens von Richthofen, sich zum Tee angesagt hätten; er wolle sich drücken, sie aber könnte Buchman ja mal unter die Lupe nehmen. Sehr stolz und erhobenen Hauptes empfing sie diesen Gast, dem sie erst einmal viel von ihrer Arbeit erzählte. Er berichtete dann kurz von der seinen, damals bekannt unter dem Namen „Oxford-Gruppen-Bewegung“. Buchman wandte sich besonders den Menschen zu, die sich dem Wort Gottes entzogen hatten und setzte sich für die Erneuerung der Welt durch ein lebendiges Christentum ein. Er lud meine Mutter für den nächsten Sommer zu einer großen internationalen Tagung nach Oxford ein, an der sie dann auch teilnahm.

Nach vielen stürmischen „Aufs und Abs“, die mit ihrem Wesen und Charakter zu tun hatten, erkannte meine Mutter, dass eine ganz neue Hingabe an Gott und die Bereitschaft, sich seiner Führung anzuvertrauen, nötig sei. So reiste sie als einzige Deutsche mit einem starken internationalen Team auf Einladung vom Völkerbund nach Genf und musste dort auch sprechen. Von

nun an änderte sich sehr viel bei uns. Sie kam damals ganz verändert zurück und von allem, was sie erzählte und berichtete, war ich so ergriffen, dass mir plötzlich mit 13/14 Jahren Jesus Christus zur Wirklichkeit wurde. Von diesem Zeitpunkt an hat er meinen Lebensweg begleitet, in schönen und in schwersten Stunden.

Als ich 14 Jahre alt war, wurden wir alle von Frank Buchman und seinen Freunden zu einer Tagung nach Ermatingen am Bodensee eingeladen. Ich war die jüngste Teilnehmerin. Manfred mit seinen 16 Jahren fand vieles dort gar nicht gut und war oft recht mürrisch und unruhig. Aber ich werde nie vergessen, wie er am letzten Tag bei der Schlussversammlung aufstand, nach vorne marschierte und kurz und bündig sagte, dass er bisher am liebsten abgereist wäre, nun aber erkannt habe, was diese Botschaft für ihn bedeute. So war auch sein Leben von da an von tiefem Glauben erfüllt. Auch kamen Frank Buchman und sein Team zu uns nach Arnoldsühle und unsere Mutter arrangierte eine große Tagung. Von da an ging sie oft mit dem Team nach England und später auch Amerika.

1933 kam die Machtergreifung. Meine Mutter selbst war im Januar noch in Amerika, kam dann aber gleich zurück. Unsere ganze große Familie war deutschnational gesinnt zum Teil auch monarchistisch. Meine Mutter war z. B. noch im Königin-Luise-Bund. Dies war nach jahrhundertelanger Tradition auch selbstverständlich. Alle Vorfahren waren Offiziere oder Gutsbesitzer. Während irgendwelcher Ferien, als alle verreist waren, hüteten dann Bekannte Haus und Hof in Arnoldsühle. Diese stöberten in unschöner Weise in Mutters Bibliothek, durchsuchten ihre große Korrespondenz und fanden natürlich reichlich ausländische Lektüre und Post. Sie brachten dies beim Kreisleiter in Deutsch Lissa zur Anzeige und schon sollte meine Mutter verhaftet werden. Noch bevor es zum Verhör bei dem kleinkarierten Parteigenossen kam, schaltete sich ein befreundeter Gutsbesitzer ein. Dieser Mann war ein engagierter SS-Führer. Aber wegen der alten Freundschaft bot er Hilfe an und sagte meiner Mutter, es sei völlig unsinnig, zu dem vorgesehenen Termin bei dem kleinen Kreisleiter zu erscheinen und fuhr mit ihr direkt zu Himmler nach Berlin. Bei dem dortigen Verhör erzählte meine Mutter als überzeugte Christin von ihrer Begegnung mit der Oxford-Gruppe, ihren vielen Auslandsreisen und dem Briefwechsel mit ausländischen Freunden. Zu diesem Zeitpunkt kamen wohl bei Himmler alte Erinnerungen an seine Zeit als ehemaliger Jesuitenschüler auf und so erklärte er ihr unvermittelt, sie sei seine persönliche Gefangene. Das Herz klopfte ihr bis zum Hals, wusste sie doch nicht, was nun geschehen würde. Ein Fahrer fuhr sie durch das bereits dunkle Berlin und hielt vor einer Villa im Grunewald. Dort empfing sie eine Frau, die sich als Frau Himmler vorstellte und sagte, ihr Mann habe ihr mitgeteilt, dass sie Frau von Cramon als Privatgefangene aufnehmen solle. Er wolle, wenn er vom Dienst käme, mit ihr Gespräche führen, und so war

es dann auch. Die Nächte nutzte er zu Gesprächen über Glaubensfragen. Er erkannte wohl sehr schnell, welche starke Persönlichkeit meine Mutter war und dass es sich lohnte, sie zu gewinnen. Sie wiederum war der Meinung oder hatte die Hoffnung, dass er sich von ihr beeinflussen ließe. Nach drei Tagen entließ er sie nach Hause.

Arnoldsmühle aber war in dieser Zeit nicht mehr zu halten. So zogen wir nach Breslau und der große Betrieb wurde aufgelöst. Dann stellten sich allmählich Berufsfragen für meinen Bruder und mich. Ich hatte die mittlere Reife und war mit der Schule fertig. Manfred wünschte sich heiß, als Fähnrich in das für die Familie Prittwitz traditionelle Reiterregiment 7 in Breslau einzutreten. Das verlangte aber eine Mitgift von 10.000 RM, die meine Mutter nicht besaß. Zu dem Zeitpunkt starb jedoch mit 46 Jahren mein Vater. Er hinterließ meiner Mutter seine Lebensversicherung von etwa 50.000 RM. Davon legte sie für jedes Kind 10.000 RM zurück – für Manfred also das geforderte Geld – und kaufte für den Rest ein Riesengrundstück in Braderup auf der Insel Sylt. Vom Rest des Geldes baute sie ein süßes, winziges, echtes strohgedecktes Friesenhäuschen mit Kamin, zwar ohne Wasserpumpe und elektrischem Licht, aber mit Garage!

Ich wusste, zum großen Kummer meiner Mutter, überhaupt nicht, was ich werden wollte. Auf ihre ständigen drängenden Fragen bekam sie nur die Antwort: „Ich will heiraten und Kinder bekommen!“ Dies aber reichte ihr verständlicherweise nicht. Sie selbst hatte ja bitter erfahren müssen, was es heißt, wenn man plötzlich und unerwartet mittellos und ohne eine Ausbildung mit drei kleinen Kindern dasteht. So entschloss ich mich, nach Abschluss des Einjährigen in Breslau „staatlich geprüfte Haushaltungspflegerin“ zu werden. Das bedeutete nach fünf Jahren Ausbildung und Staatsexamen z. B. die Möglichkeit, die hauswirtschaftliche Leitung eines Sanatoriums oder Krankenhauses zu übernehmen, wenn man Glück hatte. So besuchte ich erst einmal die Hausfrauenschule in Breslau. Dann musste ich ein Praktikum machen, drei Jahre waren vorgeschrieben. Meine Mutter hatte ein tolles Geschick, durch ihre zahlreichen Beziehungen, abwechslungsreiche Praktikumsstellen für mich auszusuchen. Ich wurde von meiner Mutter zu einer jungen englischen Familie mit zwei kleinen Kindern gebracht. Diese hatte sie in Oxford bei einer Tagung kennen gelernt. Ich sollte da ein wenig helfen und gleichzeitig fließend Englisch lernen. Mein Schulenglisch damals war miserabel. Diese kleine Familie zog aber gerade nach Irland um, in die Nähe von Belfast in ein herrliches Haus direkt am Meer. Die Kinder waren 2 1/2 und 1/2 Jahr alt. Mir gefiel es ausgezeichnet bei Browns. Die Kinder waren sehr lieb und niedlich und kein Mensch konnte ein Wort Deutsch. So lernte ich im Handumdrehen Englisch und wer's nicht glaubt, es stimmt, nach einem Dreivierteljahr dachte und träumte ich alles in Englisch. Es war der erste winzige Schritt des Erwachsenwerdens, der Abnabelung von meiner Mutter.

Nach einem Dreivierteljahr war meine Mutter bei einer Reise mit der Oxford-Gruppe schwer erkrankt und ich wurde aus Irland an ihr Krankenbett beordert. So saß ich dann an ihrem Bett, versuchte sie zu trösten, aber sie erklärte mir immer wieder, sie würde sterben. Ich war total hilflos. Der sehr freundliche Arzt aber tröstete mich und sagte mir, es sei keinerlei Anlass zur Sorge, sie würde bald wieder gesund sein. Nach etwa acht Wochen traten wir die Heimreise nach Mühnitz an. Der jüngste Bruder meiner Mutter, Pixel (in Schlesien hing man fast an alle Vornamen ein „el“ an), und seine Frau Barbara – Bärbchen genannt – waren seit dem Tod meines Großvaters 1931 die Besitzer von Mühnitz. Für uns Kinder war Mühnitz auch bei Pixens unser Zuhause geblieben und beide fühlten sich meiner Mutter gegenüber verantwortlich. Sie wurde nun von allen rührend gepflegt und bald erholte sie sich.

Dann geschah etwas sehr Merkwürdiges. Himmler, der meine Mutter wohl weiter hatte beobachten lassen, war irgendwie interessiert an der Oxford-Gruppe. So hatte er sie, Frank Buchman und einige vom internationalen Team zu einem Reichsparteitag nach Nürnberg eingeladen, und ich durfte auch mit. Ich war 16 als ich das miterlebte, und ich muss schon sagen, die Faszination von diesem Spektakel sprang auch auf mich über. Ich war ein völlig unkritisches, unpolitisches Kind und durchschaute überhaupt nicht, was da geschah.

Meine Mutter und Frank Buchman dachten damals immer noch, es gäbe eine Chance, Himmler zu ändern und wieder zum Christen zu wandeln, der er ja als Kind einmal war. Dies wollten sie nicht unversucht lassen. Sicher mehr als naiv. Himmler beorderte meine Mutter von Mühnitz aus nach Berlin, um ihr ultimativ mitzuteilen, dass er sie brauche! Er hatte große Schwierigkeiten mit all den Frauen der SS-Männer, die den politischen Werdegang ihrer Männer oft nicht verstanden. Weihnachten war auch ein Problem. Die Frauen kamen sehr oft aus christlich geprägten Häusern und wollten nun wie gewohnt Weihnachten feiern und nicht Julklapp, wie die Männer es verlangten. So sollte meine Mutter die Betreuung der SS-Frauen in einem riesigen Gebiet übernehmen. Sie kam in schwerste Konflikte, ob sie dies annehmen sollte, ob es eine Chance sei, denn Himmler wusste ja, wie sie dachte, oder ob sie sich bei einer Verneinung einsperren lassen sollte. Nach langen Beratungen mit den Freunden um Frank Buchman und deren Bitte, die Chance, Einfluss zu nehmen, nicht auszulassen, sagte sie, mit den größten Bedenken „Ja“. Ihr Dienstsitz war Hamburg. Ihre Tätigkeit bestand darin, diese Frauen, die mit ihren Fragen und Problemen zu ihr kamen, zu beraten. In Sachen Weihnachten war ihre Antwort eine Rückfrage: „Was möchten Sie denn gerne ihrem Herzen nach tun?“ Und wenn dann die Antwort kam: „Weihnachten feiern, wie immer, Weihnachtslieder singen etc.“ sagte sie sofort: „Warum tun sie es dann nicht?“ So lief die „Beratung“ natürlich total anders, als Himmler es sich

dachte. Vielleicht hatte er ihre starke Persönlichkeit und Überzeugungskraft erkannt und gehofft, er könne sie umstimmen und dann benutzen. So kam es sehr bald zu großen Konflikten, und schon nach einem halben Jahr war diese Tätigkeit mit Krach beendet.

Ich selbst besuchte in dieser Zeit wieder die Frauenschule, damit in meiner Ausbildung keine Zeit verloren ging. Mein nächstes Praktikum war bei einer reizenden Familie in Freiburg. Es war eine bezaubernde Zeit und zu tun gab es herzlich wenig, weil reichlich Personal da war und die Köchin uns überhaupt nicht in die Küche ließ. Auch diese schöne Zeit ging zu Ende und das nächste Praktikum wartete auf mich. Diesmal in Hinterpommern bei einer heißgeliebten Großtante auf einem riesigen Gut. Noch heute denke ich mit großer Wonne und Dankbarkeit an diese „Lehr- und Wanderzeit“.

Meine Mutter hatte nach dem Tod meines Vaters, wie schon erwähnt, seine Lebensversicherung erhalten und sich für ein „Butterbrot und ein Ei“ das friesische Sommerhäuschen in Sylt am Wattenmeer gebaut. Mit Garage und Ziegenstall! Da meine Mutter eine bekannte Persönlichkeit war, sprach sich dies schnell herum und unendlich viele Freunde und Bekannte wollten bei ihr Ferien machen. So war flugs die Garage zum „Einfamilienhaus“ umgemodelt. Auch der Ziegenstall war fast immer als „Einzelzimmer“ belegt. Manfred kam natürlich auch mit seinen Freunden und so hieß es jeden Sommer, in der 2x2 Quadratmeter großen Küche für unendlich viele und meist hungrige Personen zu kochen. Da natürlich nicht immer alle im winzigen Esszimmer Platz hatten, aß man an Tischen draußen mit freiem Blick aufs Wattenmeer oder bei Regenwetter in einem großen Zelt.

Im Herbst 1937, ich war mittlerweile 19, suchte meine Mutter wieder sehr geschickt ein Praktikum als Schwesternhelferin beim Roten Kreuz in Berlin für mich aus. Das Rote-Kreuz-Krankenhaus hatte einen sehr guten Ruf und die Ausbildung dauerte ein halbes Jahr. So war ich eine von etwa 25 Schwesternschülerinnen, die unter strenger Regie eine Ausbildung begannen – eine Arbeit, die mir bis dahin ganz fremd war, aber Spaß machte. Wir schliefen damals alle 25 noch in einem Schlafsaal, lernten weniger pflegen als putzen, mussten auch in der Großküche helfen und hatten theoretischen Unterricht. Freizeit gab es nicht viel, abends um 21.00 Uhr war Zapfenstreich, wenn man frei hatte um 22.00 Uhr. Früh wurden wir ja auch um 5.30 Uhr geweckt. So konnte ich die Großstadt Berlin kaum entdecken, aber ein anderes, großes Ereignis stand bevor.

Meinen zukünftigen Mann kannte meine Mutter schon lange. 1932 war er als ganz junger Leutnant zu einer Tagung der Oxford-Gruppe in Deutschland eingeladen, auf der auch meine Mutter anwesend war. Bei dieser Tagung erlebte er eine innere Wandlung und wurde überzeugter Christ. Meine Mutter erzählte viel von ihm, weil sie sein Engagement, seine Wandlung sehr beeindruckte, und ihn beeindruckte wohl ebenso die überzeugende Persönlichkeit meiner Mutter. So hatten sie weiterhin losen Kontakt, und da er in einem Regiment in Schlesien stand, trafen sie sich ab und an bei Freunden, als Gäste auf den umliegenden Gütern. Eines schönen Sommertages 1937 las er die Losungen „Erkennt doch, dass der Herr seine Heiligen wunderbar führt“ und es kam ihm in den Sinn, mittlerweile 29 Jahre alt, dass er vielleicht heiraten sollte und eventuell eine Tochter von Moni Cramon – so wurde meine Mutter allgemein genannt –, denn die müsse, so es sie gäbe, einfach etwas Tolles sein. So schrieb er ganz listig an meine Mutter und fragte an, ob er bei ihr einmal 14 Tage Ferien auf Sylt machen dürfe. Meine Mutter schrieb ihm begeistert zurück, und damit nahm wohl das größte, verwegenste Abenteuer unseres Lebens seinen Lauf.

Am Bahnhof in Sylt holte ihn meine Mutter mit Rosi ab. Rosi, mittlerweile 15 und mit langen wedelnden Zöpfen, konnte die gewünschte Frau schlecht werden. Aber während seines Aufenthaltes entdeckte er ein Bild von mir und wusste nun, nach einigen listigen Erkundungen, dass es noch eine ältere Tochter gab und sogar im heiratsfähigen Alter. Er erfuhr auch so nebenbei, dass ich zur Zeit in Berlin steckte. Da er selbst im November in der Nähe von Berlin in Grünheide an einer Tagung für christliche Offiziere teilnehmen wollte, fragte er meine Mutter, ob sie sich freuen würde, wenn er mir bei der Gelegenheit persönliche Grüße von ihr übermitteln würde. Arglos gab meine Mutter ihr Einverständnis. So erfuhr ich eines Tages, dass dieser besagte Leutnant (mittlerweile Oberleutnant) mich an einem freien Tag treffen wollte, um Grüße zu übermitteln. Ich fand das sehr aufregend und abwechslungsreich in meinem harten Dasein. Sich im oder vor dem Krankenhaus zu treffen, war unmöglich – Herrenbesuch gab es nicht. So trafen wir uns an einem eisigen Sonntag im November in Berlin an einer ausgemachten Straßenecke. Seine Erkennungszeichen waren ein Hut und eine rote Nelke im Knopfloch. Wie in einem Kitschroman! Was ich natürlich nicht wusste, war, dass er sich überlegt hatte, zwei Dinge müssten bei mir stimmen, die er auf dem Foto in Sylt nicht hatte sehen können. Bedingung 1: etwas kleiner als er selbst (er war nur 175cm, ich 170cm). Bedingung 2: lange Haare. Mit einem Blick stellte er fest, dass beide Bedingungen, von denen ich natürlich keine Ahnung hatte, gegeben waren.

Also, wir trafen uns und da es ein Sonntag war, marschierten wir gemeinsam in die Kirche, wo auch alle seine Tagungsfreunde waren, die ehrlich erstaut schauten, als er in weiblicher Begleitung erschien. Nach dem Gottesdienst

blieb mir nicht mehr viel Zeit, weil um 14.00 Uhr mein Dienst wieder begann. So reichte es gerade noch zu einem von den Nazis alle vier Wochen verordneten Volksküchenessen – schlicht Eintopf in irgendeinem Lokal. Es war also nur ein Beschnuppern. Er fragte mich aber eifrig nach meinem nächsten freien Tag, der am nächsten Mittwoch, Buß- und Betttag, war. Da hatte ich von 14.00 Uhr bis 22.00 Uhr frei. Also verabredeten wir uns wieder und liefen erst einmal im kalten Nieselregen eine Stunde spazieren, bis endlich irgendwo in der Stadt ein Kaffee öffnete. Damals gab es noch strenge Vorschriften, wann und welche Lokale an diesem Feiertag öffnen durften. Während wir unseren Kaffee schlürften, fragte er mich plötzlich, ob ich, das gnädige Fräulein, etwas dagegen hätte, wenn wir uns schreiben würden. Freudig stimmte ich dem zu, er gefiel mir ja.

Nach etwa zwei Stunden liefen wir den Kurfürstendamm entlang und entdeckten ein gutes Restaurant, das gerade seine Tore öffnete. Da gab es nun herrlichen Wein und natürlich auch etwas Köstliches zum Essen und wir unterhielten uns angeregt über Gott und die Welt. Und plötzlich fragte er mich, was ich davon hielte, wenn wir uns duzten! Mein Herz schlug bis zum Hals, aber ohne Bedenken sagte ich: „Ja, gerne.“ Angeregt von Wein, Essen und Duzen zogen wir weiter und landeten an der Gedächtniskirche in einem eleganten Tanzlokal, das gerade öffnete, aber nur für Musik ohne Tanz an diesem Buß- und Betttag. Es war sehr schick dort. Und wieder gab es Wein, nicht dass ich etwa betrunken war, aber sehr, sehr angeregt. Folge war, dass ich vor lauter Aufregung dauernd auf die Toilette musste und je eleganter das Lokal, desto teurer die Gebühren. Ich entsinne ich mich noch, wie ich mich in diesem Lokal mit meinen letzten 30 Pfennig auf die Reise machte und riesige Angst hatte, das Geld reiche womöglich nicht und ich müsste meinen Duzfreund anpumpen. Schaurige Vorstellung! Aber es reichte gerade.

Als ich zu unserem Tisch zurückkam, standen auf meinem Platz drei wunderschöne rote Rosen und Carl Ernst sagte mir, diese seien symbolisch gedacht für die Begriffe: Glaube, Hoffnung, Liebe. Aber die Liebe sei die Größte unter ihnen! Und als meine Überraschung und Freude darüber noch riesig war, sagte er plötzlich: „Was würdest Du davon halten, wenn wir heiraten?“ Dies war nun die Krone der Überraschung, nach neun Stunden, verteilt auf zwei Tage des Sich-Kennens. Ich überlegte kurz und hatte das Gefühl, da kannst du ruhig „Ja“ sagen. Und ich sagte: „Ja! Warum eigentlich nicht.“ Ich kam mir vor wie eine vom Himmel gefallene Braut.

Er nahm dann ein Taxi und brachte mich in mein Krankenhaus, wo ich bereits den Zapfenstreich – 22.00 Uhr – um eine halbe Stunde überschritten hatte. Im Taxi dachte ich immer, wenn man sich verlobt, küsst man sich doch eigentlich auch. Wann kommt das? Und es kam, kurz und heftig, bevor wir das Krankenhaus erreichten. Die Lehrschwester empfing mich leicht erzürnt.

Ihr erklärte ich einfach: „Ich habe mich gerade verlobt.“ Da wurde sie mild und schickte mich ins Bett, wo meine 24 Mitschülerinnen bereits schliefen. Ich fand natürlich keinen Schlaf und so schrieb ich unter der Bettdecke mit einer Taschenlampe einen langen Brief an meine Mutter nach Sylt. Ich erzählte ihr alles und fragte sie um Rat, ob ich wohl das Richtige getan hätte, wenn sie glaubte „Nein“, wäre ich auch bereit, alles wieder zu lösen! Nach zwei Tagen kam das erlösende Telegramm: „Von Herzen einverstanden.“

Die Lehrschwester hatte der sehr strengen, aber reizenden Oberin von meiner Verlobung erzählt und sie zitierte mich zu sich. Bei diesem Gespräch merkte sie wohl, wie kindlich naiv und aufgewühlt ich war und sagte gütig: „Kindchen, ich glaube, sie gehören jetzt zu ihrer Mutter. Ich beurlaube sie.“ Wie recht sie hatte, denn ich war mir wirklich nachträglich nicht klar, ob ich zu schnell „Ja“ gesagt hatte. Dazu rief mich auch mein Bruder Manfred an, den meine Mutter benachrichtigt hatte. Er sagte, ich sei wohl verrückt geworden, mich so schnell zu verloben. Und nach seiner verzweifelten Frage: „Liebst du ihn wenigstens?“ konnte ich nur mit einem: „Das weiß ich nicht.“ antworten. So packte ich den Koffer und landete bei meiner Mutter auf Sylt im „Sommerhäuschen“, wo sie den Winter mit Rosi verbrachte. Meinen frisch Verlobten Carl Ernst hatte ich nicht mehr gesehen, aber nun kamen bezaubernde Briefe – Liebesbriefe – und dazu die Kunde, dass er zwei Pferde besaß und das eine davon für mich gedacht sei. Ach war das toll, weil das Reiten zu meinen Leidenschaften gehörte. So schlich langsam aber sicher durch unseren täglichen Briefwechsel auch so etwas wie Liebe in mein Herz.

Der arme Carl Ernst hatte sich vor unserem Verlöbniß sehr intensiv auf die Prüfung zur Generalstabausbildung vorbereitet. Die war sehr schwer, dauerte drei Tage und von 60 bis 100 Bewerbern wurden nur die zwei Besten im ganzen Korps ausgesucht. Er teilte mir dann mit, dass er die Prüfung sicher nicht bestanden habe, da seine Gedanken total abgelenkt gewesen seien. Eine Einladung der Schwiegereltern kam, und sie baten großzügigerweise nicht nur mich, sondern auch Mutter und Rosi mitzukommen. Im Auto meiner Mutter fuhren wir ins Sauerland, wo die Schwiegereltern in der Nähe von Dortmund wohnten. Und dort blieben wir 14 Tage. Carl Ernst hatte auch Urlaub genommen und so hatten wir endlich Gelegenheit, uns wirklich kennen und lieben zu lernen, und die Gewissheit wuchs in mir, dass er der richtige Mann für mich sei, und ihm ging es umgekehrt genauso.

Was mir überhaupt nicht gefiel war, dass mein heißgeliebter Verlobter immer wieder in sein mitgebrachtes Buch „Weltgeschichte in Umrissen“ von Graf York von Wartenberg versunken war. Was interessierte mich damals die Weltgeschichte?

Das Hauptthema war natürlich unsere Zukunft, wann sollten wir heiraten? Meine Mutter stand auf dem aus ihrer Sicht verständlichen Standpunkt: erst ein fertiger Beruf – dann heiraten. Durch meine Ausbildung, bei der noch ein halbes Jahr Praktikum – und zwar Großküche – anstand und ein Jahr Seminar mit abschließendem Staatsexamen, bedeutete das, 1 1/2 Jahre zu warten. Dies aber erschien Carl Ernst zu lang. Krieg lag nach seiner soldatischen Ausbildung und Ahnung in der Luft. Und wozu dann solange warten, und warum Großküche? Schließlich einigte man sich, und die rührenden Pixens boten sich sofort an, die Hochzeit in Mühnitz für mich auszurichten.

So heirateten wir am 29. April 1938. Eine hinreißende, großzügige Hochzeit mit unendlich vielen Gästen über drei Tage. Neun Brautführer mit meinem Bruder feierten mit, und neun Brautjungfern, diese alle mit Kleidern aus demselben Stoff. Es war ein wunderschönes Bild. Das war im April 1938. Überlebt hat den Krieg nur einer. Alle fielen in dem grausamen Krieg, der 1939 ausbrach, oder sind wie mein Bruder vermisst.

Am Hochzeitstag erhielt mein Mann die Beförderungsurkunde zum Hauptmann, nun mit einem stattlichen Einkommen von 300 RM monatlich. Die Trauung vollzog einer der besten Freunde meines Mannes, Pfarrer Rudolf Damrath. Er war damals Pfarrer an der Garnisonskirche in Potsdam. Das eindrucklichste Erlebnis war für uns beide, dass wir am Morgen des Hochzeitstages im engsten Familienkreis das Abendmahl im Mühnitzer Schloss feierten. Wir wollten unsere Ehe ganz bewusst unter den Segen und die Gnade Gottes stellen. Unsere Traumhochzeitsreise ging dann nach Dresden und in die bezaubernde sächsische Schweiz. Jeder Tag war überwältigend schön und unsere gegenseitige Liebe wie ein Traum.

Unser Standort war zunächst Hamm in Westfalen. Carl Ernst war dort Regimentsadjutant bei der berittenen Artillerie. Nun fangen wohl die Grenzen an zu fließen zwischen dem „Lernen“ und dem „Erfahrungen machen“. Mit der Heirat begann ja nun ein neuer Lebensabschnitt, aber Lernen hört natürlich nie auf. Ich jedenfalls machte mehr und mehr die Erfahrung, dass der Mann an meiner Seite das größte Glück und die Erfüllung aller meiner Wünsche war und ich wohl auch für ihn die Frau, von der er immer geträumt hat. Sehr bald wurde ich schwanger. Und dann kam die große Überraschung! Carl Ernst bekam plötzlich – und nicht mehr erwartet – die Mitteilung, dass er die Prüfung zur Ausbildung im Generalstab bestanden hatte. Und das hieß Berlin, wo die Generalstabsakademie war!

Im Herbst 1938 also kam der große Umzug, auch mein erster! Wir hatten im Ringtausch eine 4 1/2 Zimmer Wohnung nahe des Fehrbelliner Platzes gefunden, mit Ofenheizung und einem süßen kleinen Garten. Plötzlich, noch vor dem Bezug unserer Wohnung in Berlin, hatte ich alle erschreckenden

Anzeichen für eine Fehlgeburt. Schließlich stellte sich im siebten Monat heraus, dass die Frucht unbemerkt abgestorben war und ich operiert werden musste. Wir konnten uns beide gar nicht beruhigen. Zu Hause war bereits alles für das kommende Baby gerichtet, und ich hatte jeden Tag bis zur Geburt ausgerechnet. Für mich brach eine Welt zusammen.

Mit mir im Krankenhaus lag die Frau eines Veters von Carl Ernst, Fitt von Both. Dies war der Anfang einer Freundschaft, die beglückend war und bis heute, wo wir alt sind und unsere Männer längst nicht mehr leben, gehalten hat. Jeden Sonntagmorgen besuchten wir Boths zu einem köstlichen Frühstück! Davor aber wurde eine Andacht gehalten. Auch Fitt gehörte wie Carl Ernst zu dem christlichen Offizierskreis und so fuhren wir auch einmal gemeinsam zu einer Bibelwoche. Wie viele wunderschöne, unbeschwerte Stunden haben wir miteinander verbracht! So waren wir sehr viel in der Oper und im Theater, fuhren abends mit dem Wagen an einen der vielen Berliner Seen und gingen spazieren oder fuhren im Spätsommer nach Werder zu den berühmt berüchtigten Obstweinen. Ab und zu lockte es uns auch, ganz groß auszugehen. Da war z. B. der Dachgarten im Hotel Eden, wo man nur im Abendkleid und Smoking zugelassen wurde. Nach köstlichem Diner spielte dort eine bekannte Tanzkapelle, und da Carl Ernst Turniertänzer gewesen war und wirklich traumhaft gut tanzte und dies auch meine große Leidenschaft war, waren wir bald ein gut eingespieltes Tanzpaar! „Ich tanze mit Dir in den Himmel hinein!“ Ein englischer Walzer, der nicht nur als Tanz sehr beliebt, sondern auch in unser beider Herzen als feste Überzeugung verankert war. Wie gut, dass wir das eine Jahr vor Kriegsausbruch derartig glücklich ausgenutzt haben, ohne zu ahnen, was kommen würde.

Natürlich gab es auch Sorgen. Ich selbst konnte keine kleinen Kinder, geschweige denn einen Kinderwagen mehr sehen, ohne tief traurig zu werden. Alle naselang saß ich in der Sprechstunde meines Professors und jammerte ihm mein Leid vor. Jedes Mal tröstete er mich und erklärte mir, dass ein so geschwächter Körper sich erst einmal regenerieren müsse, um überhaupt empfangen zu können. Irgendwann im Mai erbatte er sich dann meiner und gab mir irgendein Medikament. Wahrscheinlich etwas Harmloses – aber es beruhigte mich. Und siehe da – sehr bald darauf erwartete ich wieder.

Und plötzlich brach der Krieg aus! Carl Ernst war schon vorher an die französische Grenze versetzt worden, kam aber öfter auf Urlaub. Er hatte noch nicht viel zu tun; es war hauptsächlich Aufklärungsarbeit zu leisten. Die Kriegsnachricht traf uns wie eine Bombe. Man konnte dies alles gar nicht fassen und wir wussten ja auch nicht, was auf uns zukam. Das Breslauer Reiterregiment meines Bruders Manfred war 1936 zum großen Kummer aller aufgelöst worden. Das ganze Regiment wurde nach Eisenach verlegt und als Panzerregiment neu aufgestellt. Dieses Regiment wurde sofort in Polen

eingesetzt. Der Krieg gegen Polen dauerte ja nur 14 Tage. Manfred bekam das Eiserne Kreuz Erster Klasse (EK I), aber was er berichtete war bedrückend. Meine Mutter war mit meiner Schwester bei Kriegsbeginn sofort von Sylt weggefahren und landete bei uns in unserer Berliner Wohnung. Sie erklärte kategorisch, sie würde sich gemeinsam mit Rosi sofort beim Roten Kreuz in Schlesien melden. Da Carl Ernst wieder an die französische Grenze musste, beschlossen wir, dass ich am besten bei den Schwiegereltern aufgehoben sei. Unsere Berliner Wohnung wurde also zugeschlossen, und ich zog zu den rührenden Schwiegereltern nach Hannover, die mich liebevollst versorgten und betreuten. Und so wuchs das Kindlein unter meinem Herzen. Obwohl Krieg war, war es noch friedlich an der Westfront, und Carl Ernst konnte ab und an zu Besuch kommen.

Das Baby sollte Ende Februar 1940 kommen und Carl Ernst wollte bei der Geburt dabei sein. Nur musste er sich dann rechtzeitig Urlaub nehmen! Das Dumme war nur, dass das Baby zum vorgesehenen Termin keinerlei Anstalten machte, zu kommen. Nach 14 Tagen Verspätung meinte der Arzt schließlich, er würde die Geburt nun einleiten. Am 12. März kam schließlich unsere Tochter Ingrid Elisabeth auf die Welt. Carl Ernst konnte noch zwei bis drei Tage bleiben und mit mir unseren süßen Wonneproppen genießen, der in einer Wiege neben meinem Bett lag.

Im späten Frühjahr ging ich mit Ingrid zurück nach Berlin. Inzwischen war unser Wahnsinnskrieg ausgebrochen, Frankreich erobert, Belgien und Holland überrannt. Im Sommer 1940 konnten wir unsere Tochter bei dem Pfarrer der Inneren Missionskirche taufen lassen. Er hieß Dannenbaum. Ein prächtiger, mutiger Mann. Es saßen immer Spitzel der Nazis im Gottesdienst. Er wurde oft verhört, aber nie eingesperrt. Er war so ein Luthertyp: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ In unserer kleinen Wohnung und im Garten feierten wir dann im kleinsten Kreis die Taufe. Carl Ernst und ich waren die glücklichsten und dankbarsten Eltern, obwohl Krieg war. Was mochte noch kommen?

Dann wurde im Handstreich die Tschechoslowakei eingenommen und Carl Ernst nach Olmütz versetzt. Dort bestand für ein paar Offiziere im Stab die Möglichkeit, ihre Frauen kommen zu lassen, denn die Herren waren im fürstbischöflichen Palais untergebracht, im Gästeflügel mit riesigen Räumen. So kam ich also mit der gerade sechs Monate alten Ingrid nach Olmütz. Drei Ehepaare wohnten außer uns noch dort und wir freundeten uns bald an. Es ging sehr friedlich zu. Dort war ja wenigstens kein Krieg, aber die Tschechen litten natürlich entsetzlich unter der Besatzungsmacht.

Politisch kann ich mich nur an eine uns sehr erregende Geschichte erinnern. Carl Ernst reiste zur Beerdigung meines Großvaters Cramon nach Berlin. Das war ein halbes Staatsbegräbnis, weil mein Großvater in der Kaiserzeit

einer der höchstrangigen Generale war. Bei dieser Gelegenheit besuchte Carl Ernst auch seinen Freund Damrath in Potsdam. Dieser berichtete ihm ganz aufgelöst, dass er erfahren hätte, dass man Geisteskranke auf die übelste Weise umbrächte! Carl Ernst mochte es erst gar nicht glauben, nahm es dann aber seinem Freund Rudolf ab und kam total aufgewühlt in Olmütz an. Wir gingen gemeinsam zum Essen aus, und dort berichtete er mir ohne Schonung, was er in Berlin erfahren hatte. Während wir uns unterhielten und laut und deutlich unser Entsetzen kundtaten, fragte ein Jurist im Stab (Kriegsgerichtsrat), der das Restaurant betrat, ob er sich zu uns setzen dürfte. Wir aber setzten unbekümmert unsere Unterhaltung fort und äußerten unsere Empörung. Am nächsten Morgen schon wurde Carl Ernst zu seinem General gerufen, der ihm berichtete, dass der Kriegsgerichtsrat ihn denunziert und angezeigt hätte. Er müsse nun eigentlich Meldung an eine noch höhere Dienststelle machen. Da er ein sehr anständiger Mann war, sagte er, er wolle es nicht tun, aber Carl Ernst und ich müssten nun in der Öffentlichkeit doppelt vorsichtig sein und schön mit „Heil Hitler“ grüßen, was wir alle nur sehr lässig taten, und vor allem mit Gesprächen in der Öffentlichkeit vorsichtig sein, denn noch einmal könnte er Carl Ernst nicht schützen. Der Schock saß tief und vor allem erlebten wir zum ersten Mal, dass Leute aus dem eigenen Stab denunzierten, und wir hatten Angst. So was kannten wir noch nicht.

Etwa ein halbes Jahr waren wir in Olmütz und dann kam der Balkanfeldzug, wo Carl Ernst auch mitmusste. Ich blieb in Berlin in unserer Wohnung und erwartete, nachdem ich in Ölmütz eine weitere Fehlgeburt gehabt hatte, erneut ein Baby. Carl Ernst holte sich während des Balkankrieges Diphtherie. Durch einen Behandlungsfehler war sein Herz angeknackst und er wurde zu einer Kur ins Riesengebirge geschickt. So fuhr ich mit Ingrid und meiner Schwiegermutter auch dorthin, und wir verlebten eine wunderschöne Zeit.

Hitler aber hatte in seinem Wahn Geschmack am Krieg gefunden und alle Überfälle und Angriffe auf fremde Länder waren ihm ja „fabelhaft“ gelungen! Ich entsinne mich, wie Carl Ernst damals bedrückt vom Balkanfeldzug kam und sagte, er hätte Kolonnen über Kolonnen von Flüchtlingen, die die nötigsten Habseligkeiten in Handwagen zogen, über die Landstraßen ziehen sehen; alte Leute, Kinder – ein Anblick des Jammers – und er könnte nur hoffen, dass uns das nie passierte. Man munkelte bereits von einem Angriff auf Russland, also auch noch einen Zwei-Fronten-Krieg. Und kurz darauf ging es wirklich los. Carl Ernst war bei einer Infanterie-Division an der vordersten Front im dicksten Einsatz. Und dies im Winter 1941/1942! Es war grauenhaft. Mein Bruder Manfred war natürlich auch wieder mit seinen Panzern im Einsatz.

Das Baby sollte etwa Anfang Dezember kommen. Die Ernährung zu Hause war sehr knapp und es gab kein frisches Gemüse oder Obst. Und ich hatte ja bereits ein Kleinkind. Meine Mutter war mittlerweile in Breslau beim Roten

Kreuz gelandet. Ihr unterstanden alle Schwesternhelferinnen, die zum Einsatz im Osten kamen. In ihrer Wohnung hat sie oft Schwestern aufgenommen, die auf der Durchreise über Breslau an die Front mussten oder zurückkamen. Rosi war mittlerweile auch Vollschwester geworden und ständig im Einsatz. Aus diesem Grund beschloss ich, zur Geburt des zweiten Kindes zu Mutti nach Breslau zu gehen, denn irgendjemand musste sich während des Klinikaufenthaltes um Ingrid kümmern. Mutti wollte das mit Wonne machen. Ich schlief mit Mutti im Doppelbett, und Ingrid hatte ihr Bettchen entweder auch bei uns, oder, wenn nicht gerade die Küche mit einem Notbett besetzt war, in der Küche. Als die Zeit der Geburt näher kam, bat mich mein Gynäkologe, ich solle lieber schon ganz in die Klinik umsiedeln, denn, falls das Kind plötzlich käme, bekäme ich vielleicht so schnell kein Transportmittel. Die Gefahr bestand wirklich. Ich landete also in der Klinik, fuhr tagsüber mal zu Besuch zu Ingrid und Mutti und wartete! Nichts geschah, und nach 14 Tagen sagte der Arzt, wir hätten uns leider verrechnet, und nun würde es eben noch länger dauern und er brauche das Zimmer. Also trollte ich mich beruhigt nach Hause. In der ersten Nacht bei Mutti bekam ich allerdings am frühen Morgen mordsmäßige Bauchschmerzen. Ich wanderte immer wieder leise in der Wohnung auf und ab, um Mutti nicht zu stören, was aber auf Dauer natürlich nicht gelang. Sie war recht beunruhigt und meinte, es seien Wehen. Schließlich wurde es ihr zu aufregend und sie bestellte ohne meine Einwilligung eine Taxe. Oh Wunder, wir bekamen auch eine! Wie gut! Denn fast hätte es eine Taxengeburt gegeben. In fliegender Eile wurde ich in den Kreißsaal gebracht, der Doktor gerufen, und als er kam, konnte er nur noch das Messer zücken und schon war Klein Albrecht da!

Ich war übergelukkig und gleichzeitig von Herzen traurig an diesem 13. Dezember 1941. Von Carl Ernst hatte ich schon lange keine Nachricht mehr. Er war mit seiner Infanterie-Division ganz vorne an der Front in Russland im Mittelabschnitt eingeschlossen, was ich durch unseren Freund Wolfgang Thomale, der als junger General beim Oberkommando des Heeres in Berlin war, erfahren hatte. Mein Bruder Manfred war im hohen Norden Russlands eingekesselt. Auch von ihm keinerlei Nachricht. Nur die Radiomeldung, dass ein eisiger Winter mit Kältegraden von 40 bis 50 Grad Minus in Russland herrschte. Und es sickerten vereinzelt Nachrichten durch, dass unsere gesamte Wehrmacht überhaupt nicht für diese Kälte ausgerüstet war. So wurde in der Heimat überall aufgerufen, dicke Wollsachen zu stricken und Geld zu spenden. Wie viele Soldaten damals 1941/1942 nur erfroren, nicht gefallen sind, werden wir wohl nie erfahren! Dazu gab es schwerste Gefechte!

Da liegt man nun als junge Mutter übergelukkig mit dem zweiten Kind im Arm und kann keinerlei Verbindung zu dem heißgeliebten Mann oder Bruder aufnehmen, um das Glück und die Dankbarkeit für das gesunde Kind mit ihm zu teilen. Im Gegenteil, man fürchtet sich und weiß nicht, ob man sich je

widersieht und er sein Kind je kennen lernen wird. Vielen Müttern ging es so!
Ich war ja kein Einzelfall!

Ich war dann nach der Klinik noch eine Weile bei Mutti, natürlich auch über Weihnachten. Die zwei kleinen Kinder erhellten etwas die Herzen in dieser schrecklichen Ungewissheit über das Ergehen unserer beiden geliebten Männer. Es war Ende Januar 1942, da kamen die ersten Lebenszeichen von beiden in Form von Feldpostbriefen, und im Februar 1942 erschien sogar Carl Ernst für zwei/drei Tage auf einer Dienstdurchreise nach Berlin. So sah er seinen neugeborenen ersten Sohn das erste Mal.

Wir taufte Carl Albrecht im winzigen Kreis mit nächsten Verwandten in Breslau. Ich erinnere mich noch sehr deutlich, dass er vom ersten bis zum letzten Moment wie am Spieß brüllte und ich kein Wort der Taufpredigt verstand. Irgendwann im Frühjahr 1942 ging ich mit den zwei Kindern nach Berlin zurück. Da fingen dann die Luftangriffe nachts an, und da in unmittelbarer Nähe unserer Wohnung am Fehrbelliner Platz Flakgeschütze zur Abwehr der Flugzeuge standen, waren die Nächte sehr aufregend. Wir hatten in den leicht gebauten Häusern einen Keller, den man vergessen konnte. Aber bei Fliegeralarm musste ich trotzdem regelmäßig die kleinen Kinder aus den Bettchen reißen, sie anziehen und mit ihnen in den Keller gehen. Um uns wackelte und dröhnte alles von Bombenabwürfen und Flakabwehr.

In dieser Zeit kam Carl Ernst wieder einmal für ein paar Tage dienstlich nach Berlin und erlebte so einen Angriff mit. Er fand es schlimmer als an der Front. Er hatte immerhin in der Mitte Russlands in der eingeschlossenen Stadt Kalinin gesessen, die pausenlos von den Russen mit Artilleriegeschützen beschossen wurde. Schon dies muss furchtbar gewesen sein. Auf Grund der zunehmenden Luftangriffe auf Berlin und all den Gefahren mit den zwei winzigen Kindern beschlossen wir, zu versuchen, durch Ringtausch der Offiziersfamilien, die ja auch ständig versetzt wurden, irgendwo in Schlesien eine Wohnung zu bekommen. Tatsächlich, sie fand sich. Es war ein kleines Häuschen in Jannowitz am Bober gelegen. Ein Luftkurort, weil Vorlandschaft des Riesengebirges. Unsere Kreisstadt Hirschberg war etwa 15 km weit weg. Das Haus war wohl mal ein kleines Bauernhäuschen gewesen. Danach hatte es ein Kunstmaler bewohnt, dem es auch gehörte. Was wollten wir mehr? Traumhaft schöne Gegend, keine Luftangriffe mehr und imponierende Menschen am Ort, wie sich später noch zeigen sollte.

Es gab sogar ein paar Verwandte in Jannowitz: eine alte Patentante, Marga von Lücken, die als Witwe dorthin gezogen war; ihr Mann war Landrat gewesen. Ferner noch eine etwas entferntere Tante, eine geborene von Watzdorf, die einen Herrn Brüstlin geheiratet hatte. Alle drei schon ziemlich betagt, aber zauberhafte Menschen, und bald verbanden uns in dieser

schweren Zeit nicht nur verwandtschaftliche Bande, sondern auch echte Freundschaft. Dazu kam, dass in Jannowitz mitten im Krieg nur ein einziger Arzt praktizierte, der auch noch zuständig für alle umliegenden kleineren Ortschaften war. Dr. Freund hieß er, und er war nicht nur ein tüchtiger Arzt, sondern ein wirklicher Freund, wie sich bald zeigte. Dr. Freund war im Ersten Weltkrieg als Offizier im Feld gewesen und war mit dem EK I ausgezeichnet worden. Er war aber „Halbjude“, seine Frau „Arierin“ und sein einziger Sohn also „Vierteljude“. Um diese Zeit fing für ihn und die Familie die Tragödie an. Weil er „Halbjude“ war, wollte man ihm die Praxis schließen, konnte das aber nicht, da es keinen Ersatzarzt gab. So fing man an, ihn zu quälen. Alle naselang musste er bei irgendeiner Behörde erscheinen, wurde von allen Seiten fotografiert und ihm klar gemacht, dass er kein deutscher „Arier“ sei; doch einen besseren deutschen Patrioten als ihn gab es wohl kaum. Er verstand die Welt und die Nazis natürlich überhaupt nicht mehr. Er wurde immer wieder zutiefst in seiner Ehre und Menschenwürde gekränkt. Sein einziger Sohn wurde dafür als „Vierteljude“ eingezogen und zu einem sogenannten „Himmelfahrtskommando“ abkommandiert, wo mit einer Heimkehr kaum zu rechnen war. Auch dagegen gab es keinen Einspruch, so schizophren war dies alles! Sein einziger Trost war die riesige Praxis, die immer überfüllt war, und seine Patienten, die an ihm hingen. So lernten wir ihn sehr bald kennen, zuerst als Arzt, den ich oft für die Kinder oder mich brauchte, und dann auch als Freund. Wann immer Carl Ernst Urlaub hatte und von der Front kam, dauerte es nicht lange und das Auto von Dr. Freund stand vor unserer Tür und er konnte bei Carl Ernst sein Herz ausschütten, der dies auch alles nicht begriff. Aber zu ihm hatte er Vertrauen, sonst konnte man ja in dieser Zeit nicht offen sprechen.

Beim Schreiben dieser Erinnerungen denkt man natürlich über die Vergangenheit nach. Mit dem Abstand, den ich nun habe und mit Blick auf meine spätere Entwicklung bemerke ich auch, wie kaum vorstellbar unpolitisch wir waren. Wir durchschauten ganz und gar nicht das ganze Ausmaß der grausamen Nazi Herrschaft. Carl Ernst war ja auch die ersten Jahre sehr positiv eingestellt. Die Kommunisten waren weg, die Arbeitslosen. Hitler hatte, als er in der Kriegsakademie war, Hörsaal für Hörsaal besucht. Abends beim Essen ging er dann von Tisch zu Tisch und mein Mann, hat ihn persönlich kennen gelernt und kam ganz begeistert wieder und sagte, der macht so einen tollen Eindruck, also wenn der sich mit einem unterhält, das ist so beeindruckend. Ab und an fand man dann etwas falsch, regte sich auf wie z. B. als wir von dem Mord an geistig Behinderten hörten. Aber wir beruhigten uns auch wieder. Heute frage ich mich: „Wie war, wie ist so etwas möglich?“ Persönliche Ereignisse, z. B. Todesnachrichten von Vettern und lieben Freunden, die „auf dem Feld der Ehre“ gefallen waren, die unermesslich große Sorge um meinen Mann und unseren Bruder mit den

schrecklichen Abschieden nach kurzem Urlaub und der Frage, sieht man sich je wieder, und das Durchkommen im Alltag: all dies beschäftigte Herz und Hirn. Bohrendes Hinterfragen und Sich-Auflehnen unterblieb. Das Empfinden für das Unrecht, das an anderen Völkern im Namen der Deutschen geschah, war total unterentwickelt. Man empfand Unrecht nur, wenn man es vor Augen sah, wie bei uns z. B. bei Dr. Freund. Natürlich sah man auch die gelben Sterne, die Juden plötzlich tragen mussten, oder, wenn ich mal in Breslau war, dass Juden nur zu einer bestimmten Zeit einkaufen oder nur auf bestimmten Bänken sitzen durften. Jeder Deutsche, der Augen im Kopf hatte, hat dies gesehen. Allerdings wusste ich kaum etwas von den Verschleppungen der Juden oder gar Konzentrationslagern, ab und an ein paar Gerüchte aber von den entsetzlichen Vernichtungslagern und dem grausamen Geschehen dort, erfuhr ich erst viel, viel später. War unsere kleine Familie ein Spiegelbild der deutschen Nation? Ich fürchte es fast!

Auch als Christen reagierten wir seltsam unempfindlich. Natürlich regte man sich sehr über den von Hitler eingesetzten „Reichsbischof“ Müller auf und fand das unmöglich, aber es entstand kein „Aufstand des Gewissens“. Ich möchte hier zwei Beispiele anführen: Carl Ernst nahm ja am Balkanfeldzug teil. Als er zu einem Kurzurlaub nach Hause kam, brachte er mir einen wunderschönen kostbaren Kostümstoff mit, den er für einen lächerlichen Preis bei einem jüdischen Geschäftsinhaber in Sofia erworben hatte. Er erzählte, der Inhaber hätte ihn förmlich angefleht, den Stoff so unter Preis zu kaufen, weil ihm doch bald alles weggenommen würde und dann bekäme er keinen Pfennig. Also eine gute Tat? Nach 24 Stunden war mir und meinem Mann klar, dass wir nie Freude an dem Stoff haben würden, wenn wir aus der Not des Mannes Gewinn machten. Also beschlossen wir, dass Carl Ernst sofort bei der Rückkehr nach Sofia dem Geschäftsinhaber den vollen Preis bezahlen sollte. Es war leider zu spät, der Mann war nicht mehr auffindbar, das Geschäft geschlossen, aber wo war er?

Das zweite Beispiel: Nachdem mein Bruder in Stalingrad vermisst war, wurde meine Mutter aufgefordert, seine Leutnantswohnung in der Kaserne in Eisenach aufzulösen und frei zu machen. Zu ihrem Erstaunen war die Kaserne von der Waffen-SS belegt. Ihr wurde ein junger SS-Soldat zur Seite gestellt, der ihr behilflich sein sollte. Sie sagte, es war ein reizender Junge und auch voller Mitgefühl für sie als Mutter. So kamen sie ins Gespräch und sie fragte ihn, wo seine Truppe denn eingesetzt sei. Er erzählte ganz ungerührt, dass seine Truppe im Moment zum Ausruhen und Auffüllen in Deutschland sei. Ihr Einsatz sei aber im Osten und zwar als Erschießungstruppe für Juden. Meine Mutter erschrak zu Tode und fragte ihn entgeistert, wie er das tun könne. Da erklärte er ihr, erst sei ihm das auch sehr schwer gefallen, vor allem das Erschießen der Frauen, Kinder und Greise an den Massengräbern. Dann hätte man ihm klar gemacht, dass er kein schlechtes Gewissen zu

haben brauche, denn dieses seien alles keine normalen Menschen, sondern Unmenschen und Feinde des deutschen Volkes. Weitere Einwände und das Entsetzen meiner Mutter halfen nichts. Sie erzählte später die Geschichte immer als Beispiel, wie wenig Verlass auf das sogenannte Gewissen sei. Man könne Gewissen verbiegen.

Ich habe ja vor, die eigene Lebensgeschichte zu schildern und Ereignisse festzuhalten, von denen bald niemand mehr etwas weiß. Aber umso größer wird meine Hochachtung vor Menschen, die schon früh das Grausige erkannten und in den Widerstand gingen. Wenn man heute in dem ausgebuddelten Keller des Reichssicherheitshauptamtes in der Prinz-Albrecht-Straße steht, wo auch mein Mann die letzten drei Wochen seines Lebens verbrachte, heute, im Jahr 1987, begleitet von meiner Tochter, meinem Schwiegersohn und meinen zwei Enkelsöhnen, dann erstarrt man vor Entsetzen, wie in diesem Keller ab 1933 entsetzlich gefoltert wurde. Vor allem waren die Opfer zu der Zeit Kommunisten und Sozialdemokraten. Und wie sie dem Terror standhielten, z. T. ganz junge Menschen. Wir haben das damals nicht gewusst, wir lebten und erlebten das durch Krieg aus den gewöhnlichen Fugen gerissene eigene Schicksal und versuchten tapfer damit fertig zu werden. Heute frage ich: „Reicht das?“ Und meine Antwort ist: „Gewiss nicht!“

Zurück nach Jannowitz: Carl Ernst kam zum Urlaub, den wir unheimlich genossen und er vor allem seine nun schon zwei Jahre und fünf Monate alte Tochter. Der rings um Jannowitz liegende große Wald lockte zu wunderschönen Spaziergängen, wobei fleißig Waldhimbeeren gepflückt wurden. Aber überhaupt Urlaub! Es war ein unglaubliches Geschenk, jede Minute, jede Stunde, jeder Tag! Trotz der vielen schmerzlichen Trennungen hatten wir eine große innere Sicherheit, zusammenzugehören, eine zusammengewachsene Einheit zu sein, dazu der Reichtum unserer süßen Kinder! Wir atmeten es sehr bewusst und tief ein und dankten Gott dafür!

Carl Ernst hatte von seiner Großmutter nach deren Tod ein Harmonium geerbt, das er sehr liebte. In jedem Urlaub, kaum war er im Haus, setzte er sich an das Harmonium und schmetterte meist bei offenem Fenster „Dies ist der Tag des Herrn.“ Nachbarn sagten uns immer, sie wüssten genau am ersten Tag, dass er Urlaub habe, denn das Lied hörte man weit im Bobertal! Und ich erwartete unser drittes Kind!

Im Spätherbst 1942 wurde Carl Ernst, der mittlerweile Oberstleutnant im Generalstab geworden war, von der Front in Russland in die Operationsabteilung Führerhauptquartier, Wolfsschanze, nach Ostpreußen versetzt. Für ihn eine Traumversetzung, weil ihn als Soldat nie das Kriegführen begeistern konnte, sondern er sich immer mehr zur wissenschaftlichen Strategie hingezogen fühlte oder, in normalen Zeiten, ihn der diplomatische Dienst in

anderen Ländern interessiert hätte. Ihn faszinierten andere Menschen, Völker, Sitten, Gebräuche und Landschaften.

General Heusinger leitete diese wichtigste militärische Dienststelle im Osten. Hier liefen alle Fäden zusammen. Hier bekam man Einblick in Zusammenhänge an der Front. Und nun sah er plötzlich, was wirklich geschah, wie Hitler, „der oberste Heerführer“ und seine Leute in ihrem irrsinnigen Machtdenken die Soldaten an der Front en masse opferten, wie Generäle oder Kommandeure, wenn sie sich widersetzten, abgesetzt oder eingesperrt wurden. Und in dieser Zeit passierte Stalingrad, wo auch mein Bruder mit seinem Panzerregiment war. Es war die Zeit von Ende 1942 bis Anfang Februar 1943. Hitler opferte kaltblütig eine ganze Armee. 300.000 Mann! Um des Prestigedenkens willen sollte Stalingrad gehalten werden. Dabei war Stalingrad hoffnungslos eingekesselt. Die Armee hatte weder Waffennachschub noch Verpflegung, noch Schutz gegen die eisige Kälte. Was die Soldaten in diesen Monaten durchlitten haben, ist schier unbeschreiblich. Ich besitze noch einen Brief meines Bruders, den er an unsere Mutter schrieb und zwar gleich nach Weihnachten. Er beschreibt in bewegenden Worten die hoffnungslose Lage und wie er mit seinen Regimentsresten – er war mittlerweile mit seinen 25 Jahren zum Regimentskommandeur ernannt worden, weil alle anderen Vorgesetzten gefallen waren – versuchte, Weihnachten zu feiern, indem er von Bunker zu Bunker kroch, seinen Soldaten die Weihnachtsgeschichte vorlas und sie ein Weihnachtslied sangen. Und wie diesen von Hunger und Kampf abgehärmten, natürlich unrasierten Männern ungehemmt die Tränen über die Wangen liefen. Sie alle hatten ja Familien zu Hause, und sie wussten, sie würden sie nie wiedersehen! Alle verzweifelten Funksprüche, die Oberbefehlshaber Paulus schickte, blieben ungehört. Paulus verlangte den Rückzug, Hitler befahl durchzuhalten und Paulus gehorchte! Da Carl Ernst nun an der Quelle im Hauptquartier saß, und wir in Sorge um Manfred vergingen, hat er uns Nacht für Nacht die letzten Funksprüche aus Stalingrad durchgesagt. Es war entsetzlich. Der Gauleiter von Breslau hielt kurz nach Stalingrad eine große Rede in der Öffentlichkeit und sagte wörtlich „Nur Memmen und alte Weiber heulen um die Helden von Stalingrad!“ Man kann sich den Zorn der Mütter und Frauen vorstellen.

Carl Ernst war gleichzeitig Verbindungsoffizier zum Mittelabschnitt in Russland. Hier war der zuständige Oberbefehlshaber Feldmarschall Günther von Kluge, sein Onkel. Frau von Kluge und Carl Ernsts Mutter waren Schwestern. Als älteste Tochter hatte Mathilde von Kluge auch das Gut Böhne, in Brandenburg gelegen, von einem kinderlosen Onkel geerbt. Meine Schwiegereltern waren dort oft zu Besuch, aber auch wir von Berlin aus. Der „kluge Hans“, wie Kluge allgemein hieß, seines großen Allgemeinwissens wegen, hatte natürlich auch längst begriffen, wie skandalös der sogenannte „oberste Heerführer“ die Truppe führte und erzählte Carl Ernst bei seinen

Besuchen wohl ganz viele Einzelheiten. In Kluges Stab saßen auch Henning von Tresckow, Philipp von Boeselager und dessen Bruder und einige andere, die alle in vorderster Front im Widerstand tätig waren und auch Attentate auf Hitler vorbereiteten, die aber leider alle misslangen. Ich selbst habe immer den Eindruck gehabt, dass Carl Ernst ausersehen war, vorsichtig im Hauptquartier herauszufinden, wer bei einem Attentat auf Hitler mitmachen würde.

Aus dieser Zeit stammt seine Freundschaft mit Günther Smend, der auch im Hauptquartier saß. Carl Ernst erlebte in dieser Zeit schreckliche Dinge; ihm wurde in dieser Zeit viel bewusst, denn an der Front hatte man eben nicht den Ein- und Überblick. Ihm wurde nun klar, dass man Hitler aus dem Verkehr ziehen musste, um Schlimmeres zu verhindern. Aber wie? Die Frage des Eidbruches und die Frage: „Darf man morden?“ trieben ihn als überzeugten Christ genauso um, wie die Fragen: „Was passiert in der Heimat, was an der Front bei der Nachricht, Hitler sei einem Attentat zum Opfer gefallen? Gäbe es einen Bürgerkrieg? Waren die Soldaten an der Front und das Volk zu Hause reif dafür?“ Er selbst war einfach noch nicht so weit, einem Attentat zuzustimmen. Er hatte auch keinen engen Kontakt zu den Widerstandskämpfern, die sich bereits durchgerungen hatten, die wie er Patrioten und überzeugte Christen waren. Sie waren eben innerlich viel weiter und wussten, dass alles, was im Namen des deutschen Volkes Entsetzliches geschehen war, nur noch mit einem Attentat auf Hitler und dessen engsten Vertrauten beendet werden konnte, indem man sich selber schuldig machte. Carl Ernst hoffte eben noch, dass man Hitler in eine Festung hinter Schloss und Riegel bringen könnte.

Ich habe ihn in dieser Zeit nur einmal kurz gesehen. Er musste dienstlich nach Berlin und machte kurz Station in Breslau. Er war entsetzlich aufgebracht und in seinem Zorn auch sehr unvorsichtig und sah um zehn Jahre gealtert aus. Ich entsinne mich, dass als Carl Ernst kam, gerade ein Telefonfritze in der Wohnung meiner Mutter sehr, sehr lange am angeblich kaputten Telefon herumbastelte. Ihr war klar, dass sie schon lange abgehört wurde. Carl Ernst aber fragte unwirsch, ob der Telefonmensch ein Abhörgerät einbaue, sonst könne dies ja nicht so lange dauern. Auch in der Straßenbahn äußerte er sich laut und deutlich und ich zitterte um sein Leben. Das, was er mir in der kurzen Zeit sagen konnte, war dies: Hitler müsse weg, möglichst als Gefangener irgendwo außer Gefecht gesetzt, denn zum Mord könne er sich noch nicht durchringen. Er sagte, er wisse, dass er seinen Kopf riskiere. Auf Bohren von mir, wer wohl im Hauptquartier mitmachen würde, kamen nur ausweichende Antworten. Er sagte mir, es sei besser, ich wüsste nicht so viel, damit man mich bei eventuellen Verhören nicht erpressen konnte.

Nach all diesen Aufregungen hatte ich eine dritte Fehlgeburt. Ich fuhr von Jannowitz nach Breslau zu meinem Gynäkologen. Ich weiß nur noch, dass

ich am Ende der Sprechstunde eintraf und er mir erklärte, er müsse mich sofort operieren, aber vorher müsste er noch die Stationsvisite erledigen. Ich solle mich schon fertig machen und die für mich notwendigen Instrumente selber auskochen. Ich weiß auch noch, dass ich, als ich aufwachte, immer schluchzend nach Manfred rief, Manfred meinem heißgeliebten, in Stalingrad vermissten Bruder! Es waren schon schwerste seelische Belastungen, die damals junge und alte Frauen durchmachten. Ganz abgesehen davon, dass ich immer sehr unter den Fehlgeburten litt, körperlich und seelisch.

Im Sommer 1943 wurde Carl Ernst zur Heeresgruppe Balkan versetzt, in den Stab nach Belgrad. Er hatte kurz Urlaub und atmete seelisch auf. Zuviel hatte er gesehen und gehört und miterlebt in der Wolfschanze, so dass er an kein Attentat mehr glaubte. Mehrere waren schief gegangen. Auch hatte er erlebt, wie zwei Feldmarschälle, gestandene Männer, im Vorzimmer von Hitler saßen und sagten, wir gehen bei ihm nicht heraus, bis wir ihn nicht überzeugt haben. Nach einer Stunde erschienen beide und sagten: „Der Führer hat doch recht!“ All diese Dinge hatten ihn sehr nachdenklich gemacht und Zweifel aufkommen lassen. „Soll es nicht sein, will vielleicht Gott es nicht?“ So war das völlig neue Arbeitsgebiet für ihn eine seelische Erholung.

Bei einem Urlaub im Spätsommer 1943 entstand Manfred, der Jüngste. Sehr zum Entsetzen meiner Mutter, aber auch von Dr. Freund. Der Gynäkologe hatte mir gesagt, wenn ich noch einmal schwanger würde, müsste ich vom ersten Tag an fest liegen, bis zur Geburt, und dass ich täglich eine Spritze brauchte. Da die klinischen Verhältnisse und auch das rechtzeitige Erreichen der Klinik 1944 schwierig und unerfreulich waren, beschlossen wir, dass ich das dritte Kind unter der besten ärztlichen Versorgung, nämlich der von Dr. Freund, zu Hause in Jannowitz bekommen sollte. Die Kinder betreute unsere gute Seele Trudel, ein Arbeiterkind aus Breslau. Nur plötzlich bekamen beide Kinder, mittlerweile 2 1/2 und 4 1/2 Jahre alt, Scharlach und mussten wegen der bevorstehenden Geburt ins Krankenhaus nach Hirschberg. Die armen Kleinen. Die Stunde der Geburt kam näher und näher, und ich fuhr solange ich konnte im Bähnchen nach Hirschberg zu den Kindern. Natürlich konnte ich sie nur durch ein Fenster sehen. Es ging ihnen miserabel. So war mein Herz recht beschwert und Carl Ernst war weit weg.

Die Geburt wurde die schwerste. Die Wehen kamen und gingen pausenlos und zehrten an der Kraft und wenn Dr. Freund nicht zufällig im Haus gewesen wäre, wäre ich wohl gestorben. Endlich wurde das Kind geboren. Aber es ging mir jeden Tag schlechter. Alle Organe streikten, ich hatte schwere Herzanfalle und hohes Fieber. Der Chefarzt vom Hirschberger Krankenhaus wurde hinzugezogen und diagnostizierte Wochenbettfieber. Penicillin gab es nicht, außerdem mussten dringend Bluttransfusionen gemacht werden. Ich spürte, dass es zu Ende ging und hatte nur den einen Wunsch, Carl Ernst noch einmal

zu sehen. Ich äußerte das auch und man schickte ihm ein Telegramm – und er kam! Ich werde bis heute nicht vergessen, was es für mich bedeutete, als er total übernächtigt plötzlich in der Tür stand, denn ob er kommen könnte, war ja im Krieg mehr als zweifelhaft. Doch ihm war mitgeteilt worden, dass ich in höchster Lebensgefahr sei! Und ein Wunder geschah, vor dem wir alle sprachlos standen: Mir ging es von Tag zu Tag besser. Und nachdem mich Carl Ernst als das Fieber fiel, vorsichtig Tag für Tag in seinen Armen auf die Terrasse in den Liegestuhl trug, konnte ich an seinem Arm am letzten Urlaubstag einen winzigen Spaziergang machen, ein unfassbares Wunder! Welche Beruhigung für ihn und mich und wie schrecklich doch wieder der Abschied.

Vorher trafen wir noch unseren reizenden Nachbarn. Ein Kleinbauer, der sich durch Chauffeur Tätigkeiten auf verschiedenen Gütern seinen Hof mühsam erspart hatte und mit Frau und Tochter dort schuftete. Sie sagten mir oft: „Wir wissen, immer wenn ihr Mann Urlaub hat, dann scheint die Sonne über dem kleinen Häuschen, und wir hören es, weil Carl Ernst immer nach der ersten stürmischen Begrüßung an sein ererbtes Harmonium eilt und bei offenem Fenster ‚Dies ist der Tag des Herrn‘ schmettert.“ Diesen Bauern also trafen wir, und Carl Ernst vertraute mich und die Kinder ihm und seiner Familie zur Fürsorge an, weil er es ja leider nicht konnte. Und dieser versprach es ihm in die Hand. Wir alle wussten aber zu diesem Zeitpunkt noch nicht, was das bedeuten sollte. Dasselbe tat er mit unserer Hilfe Trudel, und auch sie strahlte ihn an und sagte ihm, darauf könne er sich fest verlassen. Carl Ernst war also wieder in Belgrad und ständig unterwegs, aber nicht ganz so gefährdet wie vorher direkt an der Front. Ich erholte mich langsam. Da geschah der wohl entsetzliche Einschnitt in unser so glückliches Familienleben, das schon durch den Krieg auf das Empfindlichste gestört war.

Ich weiß noch, wie ich beim Kohleschaufeln am 20. Juli 1944 im Radio von dem Attentat auf Hitler hörte – und vom Misslingen – und zu Tode erschrak. Ich versuchte mich zu beruhigen, weil Carl Ernst schon lange weg war vom Führerhauptquartier. Aber er hatte mir gesagt, dass es seinen Kopf kosten würde, wenn je herauskäme, was er damals gesagt und getan hätte.

Dr. Freund teilte mir mit, dass ein Offizier ihn angerufen und gebeten hätte, mich vorzubereiten, denn er müsste mir eine Nachricht von meinem Mann bringen. Mein Herz klopfte, was mochte das für eine Nachricht sein? Wie sich herausstellte, kannte ich den Offizier sogar. Er war 1938 als Carl Ernst und ich heirateten als Leutnant im selben Regiment in Hamm in Westfalen und damals noch Junggeselle und ein paar Mal Gast bei uns. Nun war er zufällig im Stab Heeresgruppe Balkan wie auch Carl Ernst, der in den ersten Augusttagen, als er gerade auf dem Flughafen in Belgrad landete, verhaftet wurde und von der Gestapo alle Ehren- und Rangabzeichen abgenommen bekam. Der

Unglücksmann hatte die Aufgabe, Carl Ernst nach Berlin in das Gefängnis der Gestapo zu bringen und zu mir zu kommen. Was war Schreckliches geschehen? Die Gestapo hatte alle erdenklichen Hebel in Bewegung gesetzt, um sich an den „Verrätern“, die das Attentat auf Hitler verübt hatten, zu rächen. So war man auch nach langer Suche auf den Namen Rahtgens gestoßen und seine Tätigkeit in der Operationsabteilung. Sie suchten erst nur einen Neffen vom Onkel Kluge, verhafteten zum Beispiel Graf Kielmannsegg, wie er mir selber erzählte, und wollten immer sein Geständnis, dass er der gesuchte Neffe sei. Er war damals unmittelbarer Vorgesetzter von Carl Ernst in der Operationsabteilung. Irgendwie haben sie dann Carl Ernst gefunden, denn es gab nichts, was sie nicht fanden.

In Belgrad, als er gerade von einem Dienstflug landete, wurde er auf dem Flughafen verhaftet und dem Korps der Befehl gegeben, ihn unverzüglich nach Berlin ins Reichssicherheitshauptamt in der Prinz-Albrecht-Straße zu bringen. Zu diesem Transport war nun der Unglückliche befohlen worden. Er war wohl auch Oberstleutnant. Man kann sich vorstellen, wie entsetzlich er litt. Carl Ernst musste schon auf dem Transport seine Waffe abliefern und seine Achselstücke. Auf dem langen Weg von Belgrad nach Berlin haben die beiden wohl so manches Gespräch geführt. Unter anderem sollte Erleben, so hieß er, mir ausrichten, mit der Taufe von Manfred auf Carl Ernst zu warten. Vielleicht sollte mir das Hoffnung machen, vielleicht glaubte er wirklich, es mit einem ordentlichen Gericht zu tun zu haben. Vielleicht, da er am Attentat selbst nicht beteiligt war, hoffte er auf Festungshaft! Eins steht fest, auch ich musste erst lernen, dass Deutsche „Schweine“ sein können und sich so verhalten gegen eigene Landsleute, wie ich es bis dahin nicht für möglich gehalten habe.

Eigentlich hätte man es schon wissen müssen oder sehen können. Denn es gab da längst die schreckliche Judenverfolgung und Konzentrationslager, auch für viele deutsche „Staatsfeinde“ (wenn man auch noch nichts von den entsetzlichen Vernichtungslagern wusste). Und wir hatten durch Pfarrer Damrath von den Taten an geistig Behinderten gehört, es wurde zwar kaum geglaubt, aber er war mehr als glaubwürdig. Und trotzdem, als der geballte Hass mich selbst traf, wurde ich wohl erst ganz wach und war entsetzt. Eigentlich schlimm, aber nach so langer Zeit sieht man die Dinge natürlich auch sich selbst gegenüber viel, viel kritischer, und schämt sich.

So saß mir also Erleben gegenüber und erklärte mir, dass so viele Offiziere in den Zellen im Keller der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße saßen und immer durch den Publikumsbetrieb hindurch in die höheren Stockwerke zu den Verhören abgeschleppt würden. Weil man nicht wolle, dass das Publikum mitbekomme, wie viel Militärangehörige am Putsch beteiligt waren, habe man Zivilbekleidung angeordnet. Ich solle also nun einen Anzug und Hemden

einpacken, und auf meine Frage, ob dann nicht auch ein Schlips dazu gehöre, verneinte er, das sei zu schwer – natürlich war alles verboten, was ein Hilfsmittel für Selbstmord hätte sein können. Auch durfte ich keine Zeile beilegen, oder etwas zum Essen, oder eine Erfrischung. Auf meine Frage, wie denn die Behandlung der Gefangenen sei, sagte er nur: „Entsetzlich!“ Er könne mir gar nicht schildern, wie schlimm. Er meinte, man munkelte, das die Gefangenen wegen der vielen Fliegerangriffe auf Berlin eventuell nach außerhalb verlegt würden. Sollte er beim Abliefern der Kleider etwas hören, würde er es mich sofort wissen lassen. Ich habe nie mehr etwas von ihm gehört.

So saß ich nun da mit drei Kindern, gerade wieder einigermaßen auf den Beinen nach der schweren Krankheit, in tiefster Sorge um den heißgeliebten Mann und hoffte irgendwie, dass dies alles ein böser Traum sei und er wieder heim käme. Tag für Tag ging ich zum Abendzug in Jannowitz und hoffte, er käme. Vor allem an seinem Geburtstag, dem 27. August 1944, an dem er 36 Jahre alt wurde. Aber nichts geschah.

In meiner Angst unternahm ich auch eine Reise nach Mühnitz zu den Prittwitzen. Sigrid, meine Cousine, hatte Christian von Loesch geheiratet und ein Kind bekommen. Diese Tochter wurde getauft und ich wusste, dass der Schwager von Christian, Feldmarschall von Manstein, gerade dort war. Von ihm erhoffte ich mir Rat und Auskunft, wo Carl Ernst sein und was ich tun könnte. Was dann geschah, blieb allerdings für mich unvergesslich. Ich kam ja uneingeladen zu der Taufe und meine Verwandten empfingen mich wie immer mit riesiger Herzlichkeit und erst recht, als ich ihnen von meinen Sorgen erzählte, von denen sie ja noch nichts wussten. Und dann sprach ich mit Manstein bzw. ich versuchte es. Ich werde nie in meinem Leben vergessen, wie eiskalt er mich abblitzen ließ. „Er wisse nichts und könne mir auch nicht helfen.“ Das mögen Fakten gewesen sein, aber die Art und Weise, wie er dies einer jungen Frau, die sich in höchster Not befand, vermittelte, war grausam und schlimm. Vielleicht war es Furcht. Seine Frau Sybille versuchte mich dann noch bei einem Spaziergang im Park zu trösten und um Verständnis für das Verhalten ihres Mannes zu bitten. Vielleicht war sein Verhalten ja auch so schroff, weil er nicht helfen konnte und ihm das ans Herz ging. Ich darf da nicht urteilen, aber ich kann nur sagen, wie es auf mich wirkte und mich zusätzlich verwundete. Die Verlassenheit wurde so unmenschlich.

Einige Tage danach, ich glaube Anfang September, stand in Jannowitz plötzlich mein Schwiegervater vor mir. Als alter, gebrochener Mann. Er kam direkt aus Böhne, dem Gut der von Kluges in der Mark, wo er alljährlich mit meiner Schwiegermutter Urlaub machte. Dort hatte mein Schwiegervater miterleben müssen, wie Onkel Günther Kluge sich nach dem missglücktem Attentat auf dem Weg von Frankreich nach Berlin, wo er zu einem Verhör bestellt war, das Leben nahm. Seine Leiche wurde im August nach Böhne

gebracht, aber nicht freigegeben, weil man sich in Berlin nicht einigen konnte, ob ein Staatsbegräbnis oder „Verscharren“ das politisch richtige Mittel sei. Außerdem wurden sein Sohn und Schwiegersohn verhaftet und Onkel Günther endlich mit halben Ehren, ich glaube mit dem Geleit eines Jägerbläserchors (da er ein begeisterter Jäger war) beigesetzt. Für die Familie war das alles schrecklich. Und so kam mein Schwiegervater, der schon einen seiner Söhne im Russlandfeldzug verloren hatte, zu mir geeilt und flehte mich an, unseren jüngsten Sohn sofort taufen zu lassen. „Wir sehen Carl Ernst nie wieder. Das sind alles Verbrecher und wer weiß, was dir und den Kindern noch geschieht. Du darfst nicht warten!“ Erst dachte ich, er sieht die Lage aufgrund der schrecklichen Ereignisse, bei denen er Zeuge war, zu schwarz, aber er überzeugte mich, und so baten wir unseren besonders netten Pfarrer in der evangelischen Kirche in Jannowitz, das Kind zu taufen. Dies geschah in aller Stille nach einem Gottesdienst, denn dass mein Mann verhaftet war, sollte ja geheim bleiben. In Jannowitz war es üblich, dass nach der Taufe des Kindes die Mutter mit dem Baby auf dem Arm noch einmal vor dem Altar niederkniet und sie und das Kind gesegnet werden. Merkwürdig, ich sehe mich noch so deutlich mit Manfred auf dem Arm in dieser kleinen Kirche vor dem Kreuz Christi knien und seinen Segen und Liebe empfangen. Er tröstete mich und gab mir Kraft in das zutiefst verängstigte, todtraurige Herz.

Einige Tage später klopfte es abends sehr spät an mein Wohnzimmerfenster und vor der Tür stand totenblass und verstört mein Schwiegervater. Er sagte mir, als es dunkel war und die Nacht anbrach, sei der Bürgermeister und Kreisleiter des Ortes bei ihm erschienen, um ihm heimlich mitzuteilen, dass Carl Ernst wegen Landes- und Hochverrats hingerichtet worden sei und in den frühen Morgenstunden die Gestapo bei mir auf der Matte stehen würde, um mir diese Nachricht zu überbringen und um gleichzeitig alles zu beschlagnahmen. Der Bürgermeister, der im Zivilberuf Förster bei den Jannowitzer Grafen war, schätzte meinen Mann, weil sie, wenn Carl Ernst Urlaub hatte, oft im Wald über Forst und Wild gefachsimpelt hatten. Obwohl Nazi, wollte er, dass ich wenigstens vorbereitet war, wenn die Gestapo kam! Eine menschliche Einstellung und sehr mutig, denn die Nachricht an ihn war natürlich streng geheim. Ich werde ihm das nie vergessen!

Vor mir stand ein total gebrochener Mann, mein Schwiegervater konnte mich nicht trösten, eher ich ihn. Er tat mir so unsagbar leid. Ich besinne mich, dass ich mich ins Kinderzimmer schlich, wo die drei Süßen friedlich schliefen. Ich kniete an einem der Bettchen nieder und weinte bitterlich. Ich wusste ja von der Botschaft: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“ – und ich spürte dieses gnädige, liebende, barmherzige Gegürtet-werden vielleicht so deutlich, weil ich meinte, die Welt müsse stehen bleiben; das Herz war total ausgebrannt. Und zugleich wurde

mir auch klar, dass diese drei geliebten Kleinen, das lebendige Erbe von Carl Ernst, auf meine Hilfe angewiesen waren. Gestärkt ging ich nach unten und besprach mit meinem Schwiegervater, ob wir noch irgendwelche Wertsachen verstecken oder in Sicherheit bringen sollten. Wir marschierten in tiefer Nacht zu Verwandten, die im nahen Schloss wohnten, weckten sie und berieten mit ihnen. Sie boten sofort ihre Hilfe an, zum Beispiel die Aufbewahrung von Wertsachen. Zu Haus aber erklärte ich meinem Schwiegervater, ich wolle und könne es nicht. Man könne mir nehmen, was man wollte, mein Herz hänge daran nicht mehr, nachdem man mir das Liebste genommen hatte.

Merkwürdig, als um 8 Uhr morgens vier Männer, zwei von der Gestapo, zwei vom Finanzamt auf der Schwelle standen, war ich innerlich total gefasst und ruhig. Sie überreichten mir das Todesurteil vom Volksgerichtshof und die Beschlagnahmeverfügung von allem Hab und Gut von Carl Ernst, mir und allen drei Kindern, selbst vom Baby, denn wir standen nun unter Sippenverfolgung. Aus dem Urteil ging hervor, dass mein Mann wegen Landes- und Hochverrats zum Tode verurteilt sei, und dass es bereits am 30. August 1944 vollstreckt worden war. Sie nahmen jedes Stück bis hin zu Windel und Nähgarn auf, erklärten mir, dass mein Bankkonto ab sofort gesperrt sei, schleppten alle wertvollen Sachen ins Esszimmer und versiegelten dies. Mir erklärten sie, dass sie mir die nötigsten Sachen lassen würden, aber ich solle ja nicht auf die Idee kommen, etwas zu verkaufen. Es gehöre mir nichts mehr. Auf die Frage meines Schwiegervaters, wovon ich nun leben sollte ohne Geld, meinten sie, das sei nicht ihre Sorge, es gebe ja noch ihn. Ich erinnere mich, dass ich zu ihnen ging, als sie alle vier im Esszimmer saßen und ihre Listen schrieben, und sagte. „Sie haben meine Ringe an der Hand vergessen, meine Armbanduhr und das Armband.“ Das verdutzte die hartgesottenen Kerle und sie wussten keine Antwort. Als sie endlich abzogen, erklärten sie Trudel, unserer so lieben Haushaltshilfe, sie könne nicht mehr bei mir bleiben, weil ich sie ja nicht mehr bezahlen könne. Sie solle sich aber nicht sorgen, sie würden etwas für sie suchen. Was tat diese kleine, treue Person, die halb so groß wie die vier Männer war? Sie sah sie unerschrocken an und sagte: „Da täuschen Sie sich sehr, ich habe dem Herrn Oberstleutnant versprochen, dass ich für seine Frau und die Kinder sorgen werde und das tue ich auch. Ich verzichte auf Gehalt!“ Mir kommen noch heute die Tränen, wenn ich an all die unerschrockenen, meist ganz schlichten Menschen denke, die einfach taten, was das Herz ihnen befahl. Da verschlug es den hartherzigen, starken Männern die Sprache, sie verschwanden wortlos.

Am selben Tag kam noch Onkel Pix, der gerade Urlaub in Mühnitz hatte, um mir beizustehen. Er konnte natürlich nichts ausrichten, aber die Nähe von liebenden Menschen zu spüren, war einfach gut. Er fuhr noch am gleichen Abend zurück. Auch mein Schwiegervater reiste ab, da er die Schreckensnachricht noch seiner Frau mitteilen musste.

Meine Mutter kam auch bald und ich sagte ihr, dass ich unbedingt nach Berlin in die Prinz-Albrecht-Straße wolle, um Näheres zu hören und die letzten Sachen von Carl Ernst zu erbitten. Sie begleitete mich, wir wohnten bei guten Freunden und ahnten nicht, in welche Gefahr ich mich begab. Mutter blieb im nah gelegenen Hotel, während ich mich in die Höhle des Löwen wagte, in die Zentrale der Gestapo. Ich landete in einem größeren Büro, wo der zuständige SS-Führer mir bedeutete, auf einem Stuhl Platz zu nehmen, der im Hintergrund des Zimmers stand. Ungeniert vor mir wurde gerade von ihm und seiner kessen Sekretärin ein Angeklagter mit ekelhaften Fangfragen vernommen. Natürlich verhaspelte er sich z. B. mit Zeitaussagen, sehr zur Gaudi der widerlichen Sekretärin, die rauchend auf dem Schreibtisch saß. Ich litt Qualen.

Schließlich wurde der Gefangene, sicher ein Offizier, gefesselt abgeführt. Irgendwann wandte sich der SS- Beamte zu mir um und fragte mich, was ich wolle. Ich erklärte ihm, ich sei gekommen, um zu erfahren, warum mein Mann zum Tode verurteilt worden sei. Er erwiderte: „Auf dem Stuhl, auf dem Sie sitzen, hat ihr Mann gesessen und alles zugegeben. Was wollen Sie also? Auf Wiedersehen.“ Auf mein Drängen, nähere Einzelheiten zu erfahren, schickte er mich in eine andere Abteilung, wo ein gutaussehender, im Gegensatz zu ihm höflicher, SS-Führer agierte. Er sagte mir, er sei neu in der Abteilung, habe meinen Mann nicht gekannt und könne mir nichts Näheres sagen. So bat ich ihn, mir wenigstens zu helfen, an die letzten Dinge, die mein Mann bis zu seiner Hinrichtung bei sich hatte, wie zum Beispiel seinen Ehering, heranzukommen, denn die würden ja selbst bei Mördern den Angehörigen ausgeliefert. Er tat sehr beflissen, sagte, die Sachen lägen beim Volksgerichtshof, ich solle dorthin gehen und auf meine Bitte, mich dort anzumelden, tat er dies auch. Er wusste gewiss, dass dies ein übles Spiel war, denn Hitler selbst hatte verboten, dass die Sachen ausgeliefert wurden, was ich damals nicht ahnte. So kam ich zum Pförtner beim Volksgerichtshof und bat ihn, mir den Weg zu den zuständigen Richtern zu zeigen, ich sei angemeldet. Seine Antwort war eiskalt: „Ach, Sie sind auch eine von den Verrätern, wir haben keine Sprechstunde.“ Wieder marschierte ich enttäuscht und todtraurig in die Prinz-Albrecht-Straße zu dem äußerlich sehr höflich erscheinenden SS-Führer. Dieser tat so, als bedauerte er den Misserfolg sehr, könne nun aber nichts mehr tun und ehe ich mich versah, verhörte er mich, geschickt und höflich. Eigentlich war ich mit meinen 26 Jahren naiv und vertrauensvoll, noch nie waren mir solche hinterhältigen Menschen begegnet. Und doch waren meine innersten Sinne wach. Er fragte mich, wie ich denn die Reise von Schlesien nach Berlin bezahlt hätte, denn Geld hätte ich doch keins mehr. Und wo ich denn wohne, denn ein Hotel könne ich doch auch nicht bezahlen! Da klingelte die Alarmglocke bei mir, ich redete mich irgendwie heraus und verabschiedete mich ganz, ganz schnell. Niemals wollte ich den Namen der Freunde nennen, die uns mit ihrer Gastfreundschaft so lieb und mutig aufgenommen hatten. Im Hotel fiel mir

meine Mutter schluchzend um den Hals. Sie hatte sich unendlich um mich gesorgt, und ich war ja auch Stunden fort. Während sie auf mich wartete, war ihr ein bekanntes Ehepaar begegnet. Diese fragten, was sie da mache, und sie berichtete ihnen von meinem Besuch. Und da brach es aus den beiden heraus, dass dies wohl auch mein Ende sein würde, sie würde mich sicherlich nie wiedersehen, denn dies seien alles Verbrecher. Sie erzählten ihr, dass ihre Tochter auch durch die Gestapo hingerichtet worden sei. So habe ich wohl Schutzengel gehabt.

Als wir in Jannowitz ankamen, war zu meinem Erstaunen das Häuschen wieder gefüllt mit denselben vier Männern, die mir die Todesnachricht gebracht hatten. Trudel berichtete mir, dass es am Morgen geklingelt habe, die zwei Gestapo-Leute und die zwei Finanzbeamten mit einer riesigen Kiste vor der Tür standen und erklärten, dies seien die letzten Sachen meines Mannes aus dem Feld, die die Armee mir geschickt habe. Sie hatten diese Kiste schon auf dem Bahnhof beschlagnahmen lassen und verboten mir, den Inhalt zu sehen. Mitsamt der Kiste schlossen sie sich im versiegelten Esszimmer ein und Trudel durfte auch nicht hinein. Aber sie berichtete mir, dass sie einen SS-Mann erwischt hatte, als er aus unserem Wohnzimmer kam, wo eine große Bibliothek war. Er hatte ein Buch in seiner Jackentasche stecken. Und wieder hatte sich die kleine Trudel vor dem großen Mann aufgebaut und ihn gefragt, was er mit dem Buch wolle, das gehöre dem Herrn Oberstleutnant. Es muss ihn wohl peinlich berührt haben, er gab es ihr zurück. So sah ich also auch kein Stück der Dinge, die meinen Mann im Feld umgeben hatten.

Ferner hörte ich, dass fast alle Frauen der Hingerichteten im Gefängnis saßen, die Kinder den Müttern weggenommen worden waren und ihr Aufenthaltsort unbekannt war. So kam zu der Todtraurigkeit auch noch die riesige Angst, dass man mir die Kinder nehmen könnte. Das allerletzte Liebste, was ich noch besaß. Es wurde hin und her überlegt, ob ich mich irgendwo mit den Kindern bei Verwandten verbergen könnte. Zum Beispiel bei meiner geliebten Großtante in Hinterpommern, die das auch sofort anbot, oder bei Tante Britta in Radau in Oberschlesien. Mir war aber klar, dass dies nichts helfen würde, denn die Erkenntnis, dass ich es mit gewieften Verbrechern zu tun hatte, kam zwar sehr, sehr langsam, aber sie kam. Und das war ein schmerzlicher Prozess.

Aber es geschahen auch Dinge, die festgehalten werden müssen, weil sie ein Zeugnis davon geben, wie unerschrocken und zutiefst hilfsbereit und bewegend Menschen handelten, die einfach ihrem Herzen und Gewissen folgten, völlig furchtlos. Und meist waren es die schlichten, einfachen Menschen. Mein Geld war gesperrt, mein Schwiegervater konnte mir wirklich nur das Nötigste schicken, da er selber nicht viel besaß. Und nun geschahen die kleinen Wunder. Fast täglich lag auf meiner Türschwelle etwas zu essen

und sei es nur Obst oder Gemüse aus den Gärten. Oder es kamen Briefe mit Geldscheinen, oft anonym. Wenn ich einkaufen ging, fingen die Ladenbesitzer an zu weinen und reichten mir kostenlos Ware über den Ladentisch. Bei meiner Warnung, dass es gefährlich sei, mir zu helfen und sie es lieber lassen sollten, sagten sie einfach: „Machen Sie sich darüber keine Sorgen.“ Auch hatte sich herumgesprochen, dass die Gestapo eine Auktion von unseren wertvollen Sachen machen würde. Die Leute im Ort sprachen mich darauf an und sagten, das solle mich nicht beunruhigen. Sie würden alles aufkaufen und mir zurück bringen. Und meine Nachbarn, die wirklich armen Bauern, was waren sie für Freunde! Vom ersten Tage an kümmerten sie sich um mich und die Kinder, luden uns zum Essen ein und waren einfach da. Auch sie warnte ich sehr, aber der Mann sagte nur, in Übereinstimmung mit seiner Frau und Tochter, das sei selbstverständlich, sie hätten es doch meinem Mann versprochen, sich um mich zu kümmern und es gebe keinen einzigen Grund, es nicht zu tun, nun wo wir die Hilfe so bitter nötig brauchten. Es ergriff mein Herz zutiefst und tröstete und stärkte mich. Menschen, die einfach für sie selbstverständliche Nächstenliebe übten und keine Angst hatten, obwohl man die zu dieser Zeit berechtigt hätte haben müssen!

Gleichzeitig zitterte ich natürlich bei jedem Klingeln an der Tür, vor allem bei Dunkelheit, ob wohl die Schergen kämen, um die Kinder oder mich abzuholen, oder uns alle. Meine Mutter war in ihrer Not zu irgendeinem SS-Führer nach Breslau gefahren, der Anwalt war, um ihn ganz direkt zu fragen, was man tun könne um mich und die Kinder zu retten, und was er ihr raten würde, wenn er selbst eine Tochter in gleicher Lage hätte? Und er sagte ihr, es gebe nur eins: dass ich mich nachträglich von meinem Mann scheiden ließe, meinen Mädchennamen wieder annehme und damit die Kinder auch. Das Erstaunen meiner Mutter war groß, weil dies ja auch gesetzlich gar nicht möglich war. Er aber sagte: „Gesetze ändern wir, wenn es nötig ist.“ Sie kam zu mir und berichtete mir absichtlich ganz sachlich von diesem Ratschlag. Ich muss sie völlig entgeistert angesehen und geäußert haben, dass dieser Mann wohl total verrückt sei und so was für mich nie in Betracht käme. Erleichtert fiel sie mir um den Hals, dass ich trotz meiner Jugend auch nicht eine Sekunde mit dieser Antwort gezögert hatte.

Einige Wochen danach bestellte mich ein befreundeter Kamerad meines Mannes nach Breslau. Auch dieses Gespräch werde ich nie vergessen. Er erklärte mir dasselbe wie der SS-Mann, nur mit anderem Hintergrund. Er versuchte mir klar zu machen, dass ich es mit wirklichen Verbrechern zu tun hätte und keine normalen Maßstäbe anwenden dürfe. Ich sei verpflichtet, die Kinder zu retten und ihnen ihre Zukunft zu sichern und er sei überzeugt, dass Carl Ernst mir dasselbe raten würde. Nachträgliche Scheidung! Auch ihm erklärte ich, dass ich das nie tun würde, selbst mit dem moralischen Hintergrund, die Kinder zu retten. Ich würde mir selbst wie ein Schwein

vorkommen, wenn ich den Mann, den ich am meisten von allen Menschen geliebt hatte, um irgendeines Vorteils willen verriete. Traurig ließ er mich gehen. Ich aber wusste im tiefsten Herzen, dass verbrecherisches Handeln nicht auf diese Weise entkräftet werden konnte und durfte.

Es kam Weihnachten 1944. Christi Geburt, das Licht im tiefsten Dunkel. Ohne Carl Ernst und ohne Manfred. Die deutsche Front im Osten brach zusammen. Gespräche wurden geführt, gerade auch unter Christen. Darf man Selbstmord verüben, bevor man in die Hand des Feindes fällt? Einige Tage vor Weihnachten erschien unser Postbote und überreichte mir eine Geldanweisung über 1.000 RM. Ich konnte das alles nicht begreifen und sah auf dem Absender, dass das Geld von meinem gesperrten Konto aus Hirschberg kam und im Auftrag der Gestapo freigegeben wurde. Diese Tatsache empörte mich so, dass ich dem Postboten sagte, ich nehme diese Anweisung nicht an, denn von diesen Kerlen ließe ich mir keinen Pfennig schenken und sei es mein eigenes Geld. Wie nötig hätte ich es gehabt! Vielleicht war es eine Überreaktion, aber selbst heute nach so vielen Jahren meine ich, sie war verständlich.

14. Januar 1945, mein 27. Geburtstag. Das einzige was ich mir wünschte, war, mit engsten Freunden und Verwandten eine – natürlich verbotene – Trauerfeier für Carl Ernst im eigenen Haus zu halten. Ich durfte ja offiziell überhaupt nicht trauern, sei es durch Zeitungsanzeigen, sei es durch Todesanzeigen per Post. Der sehr mutige Pfarrer sagte sofort zu. Tante Bärbchen und Mutter kamen als Angehörige und meine Schwester Rosi konnte sich auch frei machen; sonst waren es liebe Menschen aus Jannowitz, die in dunkler Nacht kamen. Wir feierten das Abendmahl, gedachten des Mannes, der nicht nur mein Leben in der kurzen Zeit, die wir verheiratet sein durften, so reich gemacht hatte und dachten an die drei süßen, geliebten Kinder, die er mir als lebendiges Andenken hinterlassen hatte. Dafür dankten wir Gott und baten gemeinsam darum, dass er mir die Kraft schenken möge, das Leben auch ohne ihn, den geliebten Mann und Vater, tapfer in die Hand zu nehmen. Und wie schön war es, dass wir in Jannowitz waren und in der so kurzen Zeit, die wir dort wohnten, solche Freunde gefunden hatten. Auch diese Feier prägte sich tief in mein Herz ein und gab mir Kraft, mit der Angst vor der Gestapo und unserem weiteren Schicksal fertig zu werden und auch mit den schrecklichen Alpträumen, die mich nachts überfielen. Immer wieder gab es neue Gerüchte, wie grausam die Hinrichtungen in Plötzensee – das Erhängen an Fleischerhaken – gewesen waren. Schweißgebadet wachte ich auf und sah alles vor meinen Augen. Das dauerte Jahre.

Die Russen rückten näher und näher. Meine Mutter war halb erfroren und erschöpft, aus Breslau kommend, bei mir gelandet. Wir hielten eine Flucht für hoffnungslos. Einmal konnte ich aus politischen Gründen mit den Kindern gar nicht fliehen, zum anderen dachte ich mir, schlimmer kann es nicht werden.

Und mit drei kleinen Kindern fliehen war ja auch utopisch. Viele Frauen in Jannowitz hatten aber ein Rezept von Haus zu Haus gereicht, wie man wenigstens körperlich überleben könnte, sollte man doch fliehen müssen. Es war eine Art Brot, aber unwahrscheinlich habhaft in der Zusammensetzung. Mehl und Fett waren die Hauptbestandteile, es war steinhart und man konnte nur so eine Art Keks daraus backen. Das hatte ich vorbereitet. Und irgendeiner hatte mir zwei winzige Rucksäcke besorgt für Ingrid und Albrecht, vier und zwei Jahre alt, auch einen für mich und ein riesiges Tuch, in dem Manfred, acht Monate alt, um meinen Hals geschlungen werden sollte. Dies war also alles vorhanden, aber unser Entschluss, nicht zu fliehen, stand fest. Ich hatte auf dem Jannowitzer Bahnhof durchfahrende Züge beobachtet. Sie kamen aus Oberschlesien, wohin die sowjetische Armee zuerst kam, und waren dementsprechend total überfüllt.

In dieser Situation bekam ich ein Telegramm mit der Aufforderung, mich am 21. Januar 1945 im Savoy-Hotel in Breslau bei einem Obergruppenführer der SS namens Breithaupt zwecks einer Unterredung einzufinden. Wieder schlug mir das Herz bis zum Hals und ich überlegte mit meiner Mutter, ob ich überhaupt hinfahren sollte. Ich tat es und sie begleitete mich. Dieser behäbige SS-Mann war eigentlich freundlich, wenn ich ehrlich bin, wahrscheinlich hatte er die Hosen voll, denn auf meine Frage, wie weit die Russen noch von Breslau entfernt seien, sagte er klipp und klar: drei Tage! Grund seines Telegramms war, dass man in Berlin wohl gemerkt hatte, dass die Stimmung allgemein miserabel war und die Behandlung der Angehörigen der wegen des 20. Juli Hingerichteten zusätzlich sehr böses Blut machte. So war dieser Obergruppenführer im Auftrag Himmlers eingesetzt worden, um den Angehörigen eventuell einige Sachen aus ihrem Eigentum freizugeben. Daher auch die Geldanweisung zu Weihnachten! Breithaupt legte mir eine Liste mit sämtlichen wertvollen Sachen vor, die in meinem Esszimmer versiegelt waren. Verwaltet wurde dies vom Finanzamt in Breslau. Er erklärte mir, ich könne ein paar Gegenstände ankreuzen, die mir oder den Kindern gehörten, es durften aber keinesfalls Erinnerungstücke an meinen Mann sein.

Ich strich also einige Stücke an und er wollte dafür sorgen, dass sie mir ausgeliefert wurden. Meine Mutter tuschelte mir zu, ich solle ihn fragen, ob er mir nicht eine Genehmigung ausstellen könne, dass ich Jannowitz mit den Kindern verlassen dürfe, um mich in das Häuschen meiner Mutter auf der Insel Sylt zu begeben. Diese war militärisches Sperrgebiet wegen des großen Flughafens, der direkt an unserem Grundstück in Braderup lag. Er war zu unserem Erstaunen sofort bereit und schrieb mit dem Briefkopf: „Reichsführer-SS Himmler, Beauftragter für die Hinterbliebenen von Teilnehmern des Attentats auf den Führer, SS-Obergruppenführer Breithaupt“. Er bat alle Behörden, mir auf der Reise nach Sylt behilflich zu sein. Mit diesem Schrieb kamen wir nach Jannowitz zurück, stellten aber fest, dass es gar

kein Fortkommen mehr gab. Die feindliche Armee rückte näher und näher. Ich glaube es war der 27. Januar und meine Mutter und ich waren gerade an einem sehr späten Abend bei dem befreundeten Arztehepaar Freund, als meine Schwester Rosi, um die wir uns sehr gesorgt hatten auf der Schwelle stand. Sie wusste schon Schreckliches zu berichten und sagte uns: „Ihr könnt nicht bleiben, ihr müsst fort, wir helfen euch.“

Nachts trafen wir die nötigen Vorbereitungen. Zu packen gab es nichts. Wer sollte was tragen können? Aber den Kindern wurden bei 30 Grad Kälte doppelte Anziehsachen angezogen, wir Erwachsenen taten das auch und in jeder der Kinderrucksäcke kam einmal Wäsche zum Wechseln und zwei, drei „Durchhaltekekse“. Ich verstaute die nötigen Windeln in dem großen Tuch mitsamt 1-2 Flaschen Milch und – typisch für mein sehr unrealistisches Denken – holte vom Boden mühsam den Picknickkoffer herunter, um für die beiden großen Kinder noch je einen Löffel und eine Gabel in ihre kleinen Rucksäcke zu stecken, also Blech! Nur für Manfred, weil er ja noch ein Baby war, steckte ich einen silbernen Teelöffel ein. Das Esszimmer war natürlich nach wie vor versiegelt, nichts war geschehen. Aber selbst wenn wir es aufgebrochen hätten, wer hätte wertvolle Sachen schleppen können?

Hier muss ich noch unbedingt erwähnen, dass etwa zwei Tage vor Rosis Erscheinen ein Doppelbrief an mich ankam, der mich zutiefst bewegte. Alte Freunde meines Großvaters von Prittwitz, der ja schon 1931 gestorben war, hatten von meinem Schicksal gehört und aus Freundschaft zu ihrem alten verehrten Freund für die Enkeltochter Geld gesammelt, um mir wenigstens etwas zu helfen. Persönlich kannten mich die wenigsten. So war in dem Brief ein Sparbuch mit einer Summe von 2.000 Reichsmark, ein Vermögen; ich konnte es gar nicht fassen! Immer wieder erlebte ich damals diese Wunder, dass Menschen mir halfen, wo überhaupt keine Hilfe zu erwarten war; sie alle werde ich nie vergessen, denn ich glaube, dass ihre innerste Stimme – vielleicht unser Vater im Himmel – sie dazu einlud, und sie gehorchten diesem Ruf. Wie oft habe ich schon so eine innere Stimme gehört und bin ihr nicht gefolgt, und wie oft war es dann zu spät; Dinge, die man nie mehr gut machen kann!

Für mich und für meine Kinder war dieses Sparbuch lebensrettend. Ich besaß ein kleines flaches Ledertäschchen, in das ich alle wichtigen Papiere tat und etwas Schmuck, der nicht versiegelt im Esszimmer lag. Da hinein kam auch das Sparbuch und dieser Schatz hing neben dem schon sehr schweren Manfred ebenfalls um meinen Hals. Die goldigen Nachbarn luden uns noch einmal zum Essen ein und nähten aus dickem Filz Überschuhe für unser aller Stiefel. Ich glaube, das hat uns vor erfrorenen Füßen gerettet. Wir nahmen tränenreichen Abschied – würde man sich je wiedersehen? – und marschierten Richtung Bahnhof, hoffend, dass irgendwann ein Zug käme. Es

kam ein Zug, der aber nur bis Liegnitz ging. Dort sah es hoffnungslos aus. Ein Zug kam noch aus Oberschlesien-Breslau, angeblich der letzte. Beim Öffnen der Türen fielen einem fast die Menschen entgegen. Aber meine Schwester Rosi und eine Freundin, beide in Tracht, kannten da nichts. Ich sah mich plötzlich mit Kinderwagen, Baby um den Hals und Ingrid in einem 4. Klasse-Wagen, als Viehwagen benutzt, also ohne Sitzgelegenheiten, zwischen 1.000 Leute geschoben. Albrecht, Mutti und Trudel waren verschwunden, und der natürlich ungeheizte Zug fuhr ab. Wohin? Kein Mensch wusste es, alle hofften Richtung Berlin.

Nach diesem schrecklichen Abenteuer hatte ich bereits keine Milch mehr für das Baby, die Windeln waren voll und am Po angefroren. Alle Leute waren rührend, aber genauso schlecht dran, keiner konnte dem anderen helfen. Immer wieder stundenlange Wartezeiten auf freiem Feld. In der Nähe von Frankfurt/Oder hörte man die Geschütze der sowjetischen Armee. Keiner von uns wusste, ob und wann der Zug je weiterfuhr, einen Schaffner gab es nicht. Nach etwa 1 1/2 grauenvollen Tagen und einer Nacht näherten wir uns wirklich Berlin und alle trösteten mich und meinten, nun würden Helfer für die Babys und Kleinkinder am Bahnhof sein mit Milch. Manfred wimmerte nur noch still in meinen Armen. Ein vor Kälte und Hunger sterbendes Kind. Keine Mutter vergisst so etwas. Und Ingrid ging es natürlich genauso schlecht, aber ihr hatten die „Überlebenskekse“ etwas geholfen. Dann hielt der Zug aber auf einem Güterbahnhof außerhalb Berlins, wo fast alle Zuginsassen herausstürzten. Aber natürlich keine Helfer weit und breit. Da verlor ich das erste Mal die Nerven. Ich stieg mit Ingrid an der Hand und Manfred am Hals hängend weinend aus und war fest entschlossen, zu fernliegenden Häusern zu laufen und um Milch zu betteln. Meine Mutter muss mich am anderen Ende des Zuges gesehen haben. Sie lief hinter mir her, sagte mir, dass auch Albrecht und Trudel bei ihr seien und eine Hebamme, die noch zwei Stück Zucker habe, das würde Manfred gut tun.

Irgendjemand meinte, der Zug würde weiter Richtung Hamburg fahren! Wir hatten nun alle in einem Abteil Platz, weil ja unendliche Massen in Berlin blieben. Und der Zug fuhr wahrhaftig. Nach langer Fahrt Stop und Endstation. Es war eine winzige Station, ein Dorf. Aber hier waren plötzlich Helfer, die die ersten durchgekommenen Flüchtlinge rührend empfingen. In einer Schule waren Strohlager bereit, eine gute warme Suppe stand bereit und für die Kinder und Babys gab es Milch. Es war für uns alle ein Erlebnis sondergleichen! Erschöpft und halb erfroren löffelten wir alle, ob groß oder klein, die köstliche heiße, dicke Suppe und Manfred trank seine warme Milch und die meisten, vor allem die Kinder, schliefen sofort ein.

Plötzlich fiel meiner Mutter bei Nennung der Ortschaft ein, dass im Schloss daselbst die Familie von Saldern wohnte, die sie kannte. So beschlossen wir

zwei, nachdem die Kinder gegessen hatten und in Tiefschlaf versanken und Trudel bei ihnen war, uns zum Schloss aufzumachen. Wir sahen natürlich wie unter die Räuber gefallen aus. Doppelte Kleidung an, total verdreht nach 2 1/2 Tagen und ungekämt. Wir läuteten an der Schlosstür und ein Hausmädchen öffnete die Tür. Entsetzt sah sie uns an, und als meine Mutter bat, Frau von Saldern sprechen zu können, knallte sie uns die Tür vor der Nase zu. Wir klingelten wieder und nunmehr sagte ihr meine Mutter energisch, dass sie Frau von Saldern kenne und sie zu sprechen wünsche.

Was nun geschah, war unglaublich. Obwohl das Haus ziemlich voll war, da gerade eine Tochter mit fünf Kindern zu Besuch war, wurden wir bereitwilligst aufgenommen. Wir wurden alle ins Schloss geholt und bekamen ein Bad. Kein Mensch ahnt, was ein heißes Bad und Seife nach so langer Entbehrung bedeuten. Die verheiratete Tochter nahm sich besonders der Kinder an und stellte dabei fest, dass Manfred, der Kleine, eine schwere Bronchitis mit hohem Fieber hatte. Sie besorgte Medizin, verwöhnte uns mit allem und bat uns, ein paar Tage zu bleiben. Wir aber drängten weiter, denn plötzlich kam ein Flüchtlingszug nach dem anderen. Fliegerangriffe auf die Züge häuften sich und wir wollten doch nach Sylt. So blieben wir nur einen Tag und versuchten, am nächsten einen Zug nach Hamburg zu ergattern. Die große Sorge war Manfred. Er hustete sich die Seele aus dem Leib und hatte hohes Fieber. Und draußen tobte ein eisiger Schneesturm. Endlich kam ein Zug. Als wir aber die Türen öffneten, quollen uns die flüchtenden Menschen entgegen. Es war hoffnungslos, und meine Mutter wollte resignieren. Ich entdeckte am Ende des Zuges einen Waggon mit Flakgeschütz und Soldaten und einem Zelt. Sie beschützten den Zug gegen Fliegerangriffe. Ich lief mit Kinderwagen und Kindern zu ihnen und flehte sie an, uns aufzunehmen. Und die lieben Kerle erbarmte wohl unser jammervoller Anblick und sie nahmen uns alle fünf auf. Sie räumten für uns das Zelt, wo zwar der Kinderwagen keinen Platz hatte, aber Manfred auf meinem Schoß. Auch hier piff der Wind und Schneesturm, aber es war doch wesentlich geschützter als auf dem offenen Flakwagen. Da standen nun, als wäre es selbstverständlich, die armen Soldaten und waren der eisigen Kälte ungeschützt ausgesetzt. Auch diese Hilfsbereitschaft werde ich nie vergessen!

Nach vielen, vielen Stunden erreichten wir in der Nacht Hamburg und bedankten uns tausendmal bei den Soldaten. Hier empfing uns die NS-Volkswohlfahrt und geleitete uns wegen der Bombenangriffe direkt vom Bahnhof in einen nahegelegenen riesigen Bunker. Dort zeigte ich meine Bescheinigung von Herrn Breithaupt aus Breslau vor. Auf die Frage, wo ich mit den Kindern hin wollte, war das Erstaunen, als ich Sylt sagte, groß. Noch größer aber war mein Erstaunen, als ich erlebte, wie dieser Zettel Wunder wirkte. Ohne Frage nahm man, bei der von Breithaupt gewählten Formulierung und vor allem auch dem Briefkopf an, dass ich eine der Witwen der Opfer sei, die es ja gab

beim Attentat auf Hitler in der Baracke in Ostpreußen. Die diensthabenden Personen waren auffallend freundlich und hilfsbereit. Mir blieb förmlich der Mund offen! Wir verbrachten die Nacht mit allen drei hustenden Kindern in Notbetten im Bunker und bekamen am nächsten Tag einen Zug nach Sylt. Dieser Zug war so gut wie leer und fuhr auch noch ordnungsgemäß, ich glaube sogar geheizt.

Endlich am 30. oder 31. Januar 1945 kamen wir erschöpft in Westerland auf Sylt an. Dort war es natürlich der Jahreszeit entsprechend eisig, aber damit hatten wir gerechnet. Nur damit nicht, dass wir nicht sofort ins Sommerhäuschen nach Sylt konnten, weil Manfred mit hohem Fieber mittlerweile todkrank war. Wir marschierten in das uns bekannte Hotel „Westerländer Hof“, natürlich war dort kein einziger Gast. Meine Mutter nahm sofort Verbindung zu einem dort lebenden befreundeten Pastorenehepaar auf, das Manfred und mich in ihr Haus aufnahm, um mir zu helfen und Manfred, dessen Zustand von Stunde zu Stunde immer beängstigender wurde, zu pflegen. Mutti blieb mit Trudel und den Kindern erst einmal im Hotel, das einen rührenden Preis machte. Wir konnten unmöglich so schnell nach Braderup ins Haus, denn dort hatten wir weder Kohle noch Essensvorräte, und es war bitterkalt. Das todkranke Baby forderte einen pausenlosen Einsatz und das geliebte Bürschchen erholte sich wahrhaftig nach einigen Tagen.

Viele Gänge mussten erledigt werden und wieder erwies sich das Papier von Breithaupt als ungemein nützlich. Unserem Aufenthalt stand nichts im Weg. Die Behörden genehmigten alles. So etwa nach vier Wochen wagten wir den Umzug nach Braderup. Und nun begann eigentlich die nächste Leidenszeit. Wir hatten zwar ein Dach über dem Kopf und sogar ein eigenes. Und im Haus waren ja auch Betten, Bezüge, Besteck, Kochtöpfe. Dafür waren wir auch unaussprechlich dankbar. Aber wir hatten nur ein einziges Füllöfchen zum Heizen in dem winzigen Esszimmerchen und einen Küchenherd in einer noch winzigeren Küche. Wir hatten zum Einzug auf Bezugschein ein paar Schaufeln Kohle bekommen und getrocknete Heide, so dass wir wenigstens die Mahlzeiten kochen und den winzigen Essraum erwärmen konnten. Aber natürlich waren die Betten in den schrägen Schlafzimmerchen nass und feucht und genauso die Bettwäsche. Außerdem musste jedes bisschen Wasser im Keller gepumpt werden. Elektrisches Licht gab es auch nicht, nur mühsam erbetteltes Petroleum für die vorhandenen Petroleumlampen. Hinzu kam unbeschreiblicher Hunger. Wir hatten kein Krümelchen Vorrat, sei es Mehl, Zucker, Kartoffeln oder Reis etc. und für Kleinkinder, die die meinen ja noch alle drei waren, gab es so gut wie überhaupt kein Brot. Und sie kamen dauernd angeweint und sagten: „Mami, ich habe so Hunger.“ Ich teilte das uns zustehende Brot eisern ein für Erwachsene und Kinder. Als Brotaufstrich kochte ich aus Gries und Margarine so eine Art Gänseschmalz. Seit der Zeit weiß ich, was Hunger heißt und dabei arbeiten; aber noch schlimmer war es,

die Kinder hungern zu sehen. Ich hätte garantiert geklaut, wenn es etwas zu klauen gegeben hätte.

Als im Mai 1945 endlich der Krieg vorbei war und man auf dem Fliegerhorst englisches Militär erwartete, warfen mir deutsche Luftwaffensoldaten noch einige ausgebundelte Holzbohlen über den Zaun; Holz zum Heizen und Kochen, ein Traumgeschenk. Aber die Dinger waren unsagbar schwer und ich wundere mich heute noch, wie ich sie mit vielen, vielen Schweißtropfen und mit Säge und Axt klein bekam. Not macht eben auch aus zartesten Geschöpfen starke Frauen.

Dann stand auch Rosi auf der Schwelle! Sie hatte sich irgendwie nach Sylt durchgeschlagen. Unsere Freude war riesig, denn unsere Sorge um sie war natürlich von Tag zu Tag gewachsen. Ende Mai kam plötzlich noch einmal Post aus Schlesien nach Sylt, an mich! Es war für Monate die letzte Postzustellung. Und ich sah den Absender: Gefängnis Plötzensee und Berlin. Zitternd öffnete ich den Umschlag. Und was enthielt er? Es waren zwei Abschiedsbriefe von Carl Ernst, ohne Kommentar, die er unmittelbar vor der Hinrichtung im „Vorbereitungsraum“ in Berlin-Plötzensee geschrieben hatte. Hitler hatte, wie man später erfuhr, persönlich angeordnet, dass die Briefe nicht zugestellt werden dürften, wie auch das Verbot, die letzten Dinge der Hingerichteten an die Angehörigen auszuliefern. Ende Januar 1945, als ich in Breslau einige Dinge meines Eigentums zurückbekommen sollte – und natürlich nie bekam – hatte man in Berlin auch die Briefe freigegeben und nach Jannowitz geschickt! Dass mich diese vier Monate später in Sylt erreichten, ist ein Wunder. Andere Witwen aus dem Osten haben sie nie bekommen. Der Inhalt war einfach überwältigend. Einige Minuten vor der Hinrichtung geschrieben, die Konfrontation mit dem plötzlichen, schrecklichen Tod, der Abschied aus einem jungen Leben – er war gerade 36 –, von mir und den Kindern, dies alles erschütternd, aber getragen von seinem festen, auch in diesen Momenten unerschütterlichen Glauben an Gott und seiner Hilfe und Vergebung gewiss. Und auch die Bitte an den himmlischen Vater, dass er nun, wo er es nicht mehr konnte, seine segnenden Hände über uns, mich, sein geliebtes Weib und seine drei kleinen Kinder, halten möge!

„Mein geliebtes Hannerle, noch sind einige Minuten Zeit. Ich bin nochmals niederkniet, um den Herrn zu bitten, mir im Geiste das letzte Abendmahl zu reichen. Mir kam in den letzten Tagen das Wort, das mich ständig begleitete: ‚Ich will meine Liebe nicht von dir wenden, spricht der Herr, dein Erbarmer.‘ Dies Wort soll mich auch durch das letzte dunkle Tal begleiten. Ich schrieb schon vorher einen Brief, weiß nicht, ob er abgesandt wird. Hätte Dich gern noch einmal gesehen und gesegnet. Nun werde ich es von oben tun, und wenn wir uns im Gebet vereinigen werden. Wie herrlich ist es, etwas vom

Herrn Christus zu wissen, wenn man plötzlich vor dem Richterstuhl Gottes erscheinen muss, der nun viel tiefer und weiter schaut als alle Menschen. Das Gebet gibt mir Frieden und Kraft. Bitte schreibe an Selmayr, meine Fp.Nr. [Feldpostnummer] kennst Du ja. Erkläre ihm offen alles und lasse Dir meine Sachen schicken. Es befinden sich noch einige Kleinigkeiten dabei, die Dir Freude machen sollten. Die Eltern habe ich in meinem Brief gebeten, für Dich zu sorgen. Denn ich habe nun nichts mehr zu vergeben. Mein Geliebtes, für Dich ist nun mein früher Tod viel schlimmer als für mich. Es ist mir schrecklich, dass ich Dich mit den Kindern allein lassen muss; wenn ich nicht wüsste, dass der Herr Dich schützen wird. Aber auch diesen Weg hat der große Erbarmer vorgeschrieben, wenn wir ihn auch noch nicht verstehen. Ich weiß, dass wir im Geist verbunden bleiben. In tiefer Liebe und Verbundenheit
grüßt Dich
Dein Carl Ernst“

Was diese Zeilen für mich damals und heute noch bedeuten, kann ich nicht in Worte fassen. Wenn auch die Tränen strömten – und das tun sie bei der Lektüre noch heute – und der ganz tiefe Schmerz des endgültigen Abschieds mich schüttelte, so waren sie, und sind es noch, ungeheuer hilfreich und tragend. Ein wertvolleres „Abschiedsgeschenk“ hätte ich nie bekommen können.

Ich bekam in dieser Zeit eine kleine Unterstützung, so eine Art Sozialhilfe, von der Gemeinde in Wenningstedt. Von irgendetwas mussten wir ja leben. Aber da war auch noch das Sparbuch der alten Herren, der Freunde meines Großvaters. Zu meinem Erstaunen bekam ich in Westerland, als ich um Rat fragte, was ich mit dem Sparbuch machen könnte, die Auskunft, dass ich alle paar Wochen 100 RM davon abheben durfte! Das war dann oft die Rettung, denn das bisschen Geld der Sozialhilfe hätte nicht gereicht.

Und dann kam Weihnachten. Wir froren und hungerten entsetzlich. Ich wurde sehr krank, wog nur noch 45 kg mit 1,70 m Länge, und meine Leber schwoll wieder bedenklich an. Meine Schwester Rosi schickte mir ihren Internistenchef vom Lazarett, und er sagte nach der Untersuchung, ich müsse sofort ins Krankenhaus. Das gab es aber nicht auf der Insel, und durch seinen Einsatz durfte ich als einzige Frau ins Lazarett. Es sollten Wochen werden im Lazarett. Die Ärzte sagten, ohne das Mindestgewicht von 50 kg könnten sie mich nicht entlassen. Und nun plötzlich, seit Carl Ernsts Tod im ewigen Stress, kam die große, große Traurigkeit mit der mir auferlegten Ruhe! Ich lag in meinem kahlen Zimmer und grübelte und weinte.

Endlich wurde ich entlassen, zart, durchsichtig, aber wenigstens mit ein paar Pfunden mehr, wenn ich auch noch lange keinen Zentner auf die Waage

brachte. Meine seelische Verfassung war nicht gut. Der Schmerz um den Verlust von Carl Ernst war in keiner Weise auch nur annähernd verarbeitet. Die Sehnsucht wenigstens ein kleines eigenes Zuhause zu haben, war riesengroß. So entschloss ich mich ganz schnell, ein für ganz wenig Geld zu mietendes Häuschen in Kampen zu nehmen. Möbliert war es und so konnte ich allmählich endlich einen Kochtopf kaufen, einen Besen etc., denn nun bekam ich Bezugscheine für meinen eigenen Haushalt. Erste Schritte zum Wieder-Selbständig-werden; ungemein wichtig damals für mich.

Unsere Mutter war sehr viel bei Tagungen, meist bei evangelischen Akademien. Zu der Zeit lernte sie in Bad Boll einen Württembergischen Landtagsabgeordneten kennen. Der hörte durch sie von meinem und der Kinder Schicksal. Er erzählte ihr, dass er aus einem kleinen Ort vor Stuttgart stamme, Korntal, eine pietistische Gemeinde. Dort leitete sein Bruder ein großes Waisenhaus. Und er sei sicher, er könne, wenn ich wolle, mich mit den Kindern dort unterbringen. Was für ein Angebot in höchster Not!

Noch auf Sylt hatte ich ein Schreiben eines Schweizer Arztes bekommen, Herr von Erlach, der meine Kinder als Opfer des 20. Juli in die Schweiz einlud. Ihn hatte das Schicksal der Frauen und Kinder aus diesem Kreis so angerührt, dass er alle Kinder für ein Vierteljahr zur Erholung in die Schweiz holen wollte! Gibt es noch Wunder? Ein Schweizer, fremder Arzt beweist soviel Güte und Nächstenliebe! Da er diesen Plan natürlich nicht allein bewältigen konnte, warb er unter seinen Freunden, dass sie ein oder zwei Kinder als Gäste aufnehmen mögen. Und er fand diese reizenden Gastgeber. Er selbst versprach, für die ganz Kleinen unter sechs zu sorgen. Er hatte hoch in den Bergen ein gutes Kinderheim gefunden und übernahm die Kosten. Ein Vierteljahr Trennung von den geliebten Schätzen, das Liebste was ich besaß, war schmerzlich und doch wusste ich, welch lebensrettendes Geschenk dies war.

Bald kamen die ersten Nachrichten. Ingrid war bei einem wirklich reizenden jungen Ehepaar untergebracht, die noch keine Kinder hatten und sie unglaublich lieb und gut betreuten. Sie wurde auch total neu von ihnen eingekleidet, denn ihre eigenen Sachen waren natürlich sehr dürrig. Albrecht und Manfred landeten mit noch vier kleinen Kindern in dem Kinderheim. Die Leiterin schrieb mir regelmäßig, und sie hatten es auch wunderschön dort. Das Kinderheim lag hoch in den Alpen, und schon allein die herrliche Luft tat bei den Kindern Wunder.

Dann aber kam der Tag, an dem nach drei Monaten die Kinder wiederkamen. War das ein Wiedersehen! Alle drei rotwangig und richtig rundherum wohlgenährt, und Ingrid bildschön angezogen. Ich entsinne mich noch an Albrechts Mantel, den er bei der Abreise anhatte und an dem nun nach drei Monaten die Knöpfe nicht mehr zungen! Wie wir Herrn von Erlach und den

Gastgebern für ihre unbeschreibliche Güte danken sollten, weiß ich nicht! Ingrid fing nun mit der Schule an, und sehr bald konnte Albrecht in den Kindergarten und später Manfred. Alles Einrichtungen der Brüdergemeinde. Viele, viele Menschen in Korntal waren sehr liebevoll zu uns. Was haben sie uns allen geholfen mit Einladungen, Kleidung und Möbeln. Sie alle gehörten zur „Moralischen Aufrüstung“, die 1938 auf Initiative von Frank Buchman aus der „Oxford-Gruppe“ entstanden war und sich für einen moralischen und geistigen Wiederaufbau einsetzte.

Meine Mutter hatte während des Krieges keinen Kontakt zu ihm oder überhaupt ins Ausland. Aber schon Anfang 1946 bekam sie eine Einladung von Frank Buchman in die Schweiz, in den zauberhaften Konferenzsitz in Caux. Ein ehemaliger Hotelbesitz mit Blick auf den Genfer See. Schweizer Freunde hatten den Komplex gekauft und für internationale Tagungen gestiftet. Sie kam ganz erfüllt von all den Erlebnissen zurück. Und schon ganz bald wurde auch ich eingeladen.

Für mich war die Begegnung mit einigen der „20. Juli Witwen“ sehr wichtig, denn außer Renate Smend kannte ich ja niemanden. So stammt meine so innige Freundschaft mit Clarita von Trott zu Solz, die Frau von Adam, der im Widerstand als junger Diplomat einer der führenden Persönlichkeiten war, aus dieser Zeit. Clarita hat dann nach seinem Tod ziemlich schnell angefangen, Medizin zu studieren, um schließlich bei hartem Dienst noch Psychoanalytikerin zu werden. Dann war da zum Beispiel die alte Frau von Hassel, Frau des Botschafters, der zuletzt in Rom war und als einer der führenden Widerständler auch hingerichtet wurde. Auch Amschi Brücklmeier lernte ich in Caux kennen und auch Frau von Haeften, diese aber nur flüchtig. Aber dort traf ich auch Personen wie Irène Laure, eine französische Widerstandskämpferin und Gewerkschaftsführerin, die sowohl selbst wie auch ihr Sohn Maßloses unter der deutschen Besatzung durchgemacht und von flammendem Hass gegen die Deutschen beseelt war. Ihrem Sohn hatte die SS, um ihn zu Aussagen zu zwingen, alle Fingernägel abgerissen. Ihr Mann war Atheist und Kommunist und sie selbst alles andere als gläubig. Aber in Caux wurde ihr Herz umgewandelt, und ihren Mann fand sie eines Tages kniend in der kleinen Kirche von Caux. Sie selbst, als der Hass aus ihrem Herzen gewichen war, ist dann viel durch Deutschland gereist und hat Vorträge gehalten über ihre persönliche Wandlung und darüber, dass Hass niemals weiterhelfen kann wenn man die Versöhnung der Völker sucht.

Die nächsten Jahre verbrachten wir in Korntal. Die karge Pension reichte nicht fürs Nötigste. Hinzu kamen Krankheiten der Kinder und eigene. Überhaupt, was Krankheiten angeht, waren wir reichlich gesegnet. Die ständige Überforderung und die mangelhafte Ernährung taten das Ihre. Wir hungerten nicht mehr, aber frisches Gemüse und Obst, also Vitamine, waren aus

finanziellen Gründen Mangelware. Es war vor allem der seelische Schmerz, der Verlust von Carl Ernst und die Notwendigkeit, alle Entscheidungen allein treffen zu müssen. Unterstützung bekam ich von Renate Gräfin Hardenberg, die die 20. Juli Hinterbliebenen betreute und von ihrem Mann. Sie sorgten dafür, dass meine Rechtsansprüche nach den Wiedergutmachungsgesetzen für mich geltend gemacht wurden. Ich hätte dies nie allein vermocht – einmal aus Geldgründen, aber auch aus seelischer Not. Man musste mit diesem Anspruch gegen das Land Württemberg klagen, weil ich dort wohnte. Ein sehr berühmter Anwalt aus Stuttgart, den die Gräfin kannte, übernahm diese Aufgabe. Er war wie ein guter Freund zu mir und nahm mir die Angst vor dem Prozess, war ich doch in meinem Leben noch nie vor Gericht erschienen. Da die Dinge ja ganz klar lagen, wurde mir die Rente für meinen Mann als „Rente auf Leben“ zuerkannt. Und damit ging es uns natürlich finanziell wesentlich besser. Dr. Fischinger, der Anwalt, wollte mich nunmehr überzeugen, dass ich weiter klagen müsste und zwar um die für meinen Mann bevorstehende und damit laut Gesetz zustehende Beförderung um einen Dienstgrad – also zum Oberst. Ich lehnte ab. Zu dem Zeitpunkt, Anfang der 1950er Jahre, war ich körperlich und seelisch noch so zart, verwundet und müde, dass ich von Herzen dankbar war, nun endlich Pension und eine kleine Rente zu bekommen, von der wir zwar nicht üppig, aber leben konnten. Ich hatte nicht die Kraft, wieder in den Akten zu wühlen und vor Gericht zu ziehen. Dr. Fischinger war ganz fassungslos, dass ich diese Kraft nicht aufbrachte, denn der Prozess war laut Gesetz ganz klar zu gewinnen. Heute sehe ich das natürlich auch so - aber damals war doch noch so viel kaputt und zerbrochen, und der Alltag erforderte die letzte Kraft; und wir brauchten nicht mehr hungern. Ich glaube, nur jemand, der selbst das Liebste hergeben und mit dem Vermächtnis dieses geliebten Menschen – unseren Kindern – Mittellosigkeit, Hunger, Krankheiten durchziehen musste, kann nachvollziehen, wie es in mir aussah. Unendliche Dankbarkeit, dass es endlich fürs Nötigste reichte! Und dann nur noch die Bitte: Schluss zu machen mit allem, was noch offene Wunden sind!

In Korntal erfuhr ich, dass das damals SPD geführte Land Berlin jedes Jahr zum Gedenken an die Opfer des 20. Juli eine Gedenkfeier hielt, als erstes und einziges Land. Obwohl die Reise von Korntal nach Berlin sehr, sehr anstrengend war und es für die Nachtunterkunft auch immer nur für eine kleine Pension reichte, fuhr ich hin und lernte so die starke Persönlichkeit des Berliner Oberbürgermeisters Reuter kennen. Ich traf dort viele alte Freunde. Und da mein Mann kein Grab hatte, war die Hinrichtungsstätte in Plötzensee somit auch die Gedenkstätte für unsere Männer. Ich weiß nicht mehr genau, wann ich das erste Mal zu diesem Anlass in Berlin war. Ich glaube 1952. 1954 war jedenfalls die 10. Jahresfeier, wobei unser damaliger Bundespräsident Professor Heuss eine unvergessliche Rede in der großen Aula der Freien Universität Berlin hielt. Ich nahm alle drei Kinder mit, der Jüngste, Manfred, war ja schon 10, Albrecht 12 und Ingrid 14. Und der Berliner Senat hatte sich

wirklich riesige Mühe gegeben, an diesem Tag in würdigster Form der Frauen und Männer zu gedenken, die in der schlimmsten Diktatur gewagt hatten, Widerstand zu leisten und dafür ihr Leben lassen mussten. Ich wollte, dass die Kinder dies miterlebten.

Jedes Jahr, wenn es mir möglich war und die Einladung nach Berlin kam, fuhr ich hin. Es war jedes Mal ein unendlich schwerer Gang, der noch nicht, oder nie vernarbte Wunden aufriss, der aber auch stärkte durch die Gemeinschaft und Freundschaft der Frauen und Männer, die man dort traf. Pater Odilo Braun, der selbst gesessen hatte, schwer gefoltert worden war und bedeutenden Widerstand geleistet hatte, half uns. Wir verdanken es ihm, dass wir die Hinrichtungsstätte – diesen Ort des Grauens – betreten konnten. Diese hatte man nur leicht gekalkt, sonst aber gelassen, wie sie beim Tod unserer Männer war. Es war eine kleine, aus Ziegelsteinen gemauerte Baracke mit direktem Zugang durch ein Tor zum großen Plötzenseer Gefängnis. In dem Ziegelbau war ein kleiner Raum, in dem unsere Männer sich noch vor der Hinrichtung kurz vorbereiten konnten, Briefe schreiben durften, sich ausziehen mussten. Daneben dann der größere Raum mit fünf Fleischerhaken an der Decke, an denen sie erhängt wurden. Hitler hatte den Tod durch Erschießen persönlich verboten und das noch mehr mit Schande behaftete Erhängen angeordnet. Pater Odilo Braun bot am frühen Morgen des 20. Juli in diesem Raum des Schreckens eine Andacht mit Heiliger Kommunion an, assistiert von einem evangelischen Geistlichen, der das Abendmahl verteilte.

Ich weiß nicht, ob sich heute noch jemand vorstellen kann, was es für einen nächsten Angehörigen, der sein Liebstes verlor, bedeutet unter diesen grauvollen Haken zu stehen, wo man den, den man da verloren hatte, im Geist leiden und sterben sieht. Es war kaum zu ertragen, aber mir ist dieser Raum durch Pater Odilo Braun, der uns wirklich die tröstende Kraft des heiligen Geistes und die Liebe Gottes, die uns und unsere Männer umfing, und die uns auffing, durch die Schrift, die Auslegung und das Mahl spürbar machte, der wichtigste Raum im Laufe der vielen Jahre geworden. Ich finde es zwar bis heute traurig, dass diese Gemeinschaft auch an diesem Ort nicht aus einem Kelch und von einem Brot genommen werden kann, wo wir doch aus Berichten wissen, dass die Konfession in den Gefängnissen keine Rolle mehr spielte und auch nicht die Parteizugehörigkeit. Mir ist diese Andacht am Morgen die wichtigste und stärkste Stätte der Erinnerung und Besinnung geworden. Zaghafte betraten wir viele, viele Jahre den Raum mit Blumensträußen in der Hand, die wir unter die Haken legten und verließen gestärkt den Raum. Er vermittelte uns eben auch die Botschaft, dass wir, sollen die Männer nicht umsonst gestorben sein, nicht nur Trauernde, sondern Beauftragte sind, die der Stimme des Gewissens folgen und andere ermutigen sollen, das auch zu tun.

So möchte ich mit dem letzten Vers aus Dietrich Bonhoeffers Gedicht, das er in seiner Gefängniszelle in Berlin-Tegel 1944 zu Sylvester schrieb, meine Aufzeichnungen beenden:

„Von guten Mächten wunderbar geborgen,
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen,
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“

